

Kapitel 11 – Migration als soziale Transformation

Mit diesem Buch habe ich eine datengestützte Reise durch die deutsche Einwanderungsgesellschaft und ihre Veränderungen in den vergangenen zehn Jahren unternommen. Die Erzählung folgte der Logik, die die Flucht vielen Menschen in diesen Jahren und in den Jahrzehnten und Jahrhunderten vorgab. Die Verschlechterung der Lebenssituation, der oft chaotische und panische Aufbruch, die Flucht als eine Reise im Überlebensmodus, der auch die erste Zeit nach der Ankunft prägt, bis sich nach und nach eine Stabilisierung der Lebenssituation einstellt. Die empirischen Forschungen an verschiedenen Fallstudienorten haben gezeigt, wie die Ankunft von Geflüchteten zugleich Veränderungen in dem sozialen Gefüge auslöste, das ich Aufnahmegesellschaft nenne. Das Rezeptivitätsmodell diente als analytisches Instrument, um die verschiedenen Facetten von Aufnahme und Integration nachzuzeichnen. Dabei war nicht nur die *governance* der Aufnahme von Relevanz, also die Gestaltung von Aufnahmestrukturen und ihre Weiterentwicklung, sondern auch die Haltung der Aufnahmegesellschaft. Viele analytische Begriffe habe ich in Stellung gebracht, um mich mit der kollektiven Haltung der Aufnahmegesellschaft an spezifischen Aufnahmeorten auseinanderzusetzen. Den meisten war gemeinsam, dass sie in Gegensätzen funktionieren. Der Blick in Theorie und Empirie der Migrationsforschung hat gezeigt, dass Geflüchtete als die ›Anderen‹ erst Kontur gewinnen, wenn sie in der Abgrenzung vom ›Eigenen‹ konstruiert werden. Und genauso können sich die ›Etablierten‹ nur dann als etabliert definieren, wenn es auch ›Außenseiter‹ als Gegenpart gibt. Die Definition des ›Eigenen‹ und des ›Anderen‹ unterliegt einem komplexen Konstruktionsprozess, der entlang von Differenzkategorien wie Geschlecht, Kultur, Religion, Herkunft, Staatsbürgerschaft und *race* verläuft. Wie flexibel diese eingesetzt werden, um ihre Wirkung zu entfalten, hat der historische Rückblick auf die Vertriebenen nach dem Zweiten Weltkrieg gezeigt. Um besser zu verstehen, auf welcher Grundlage derartige gesellschaftliche Ordnungsmuster zustande kommen, lohnt sich also eine Auseinandersetzung mit den historischen Referenzen, gerade auch in ihrer räumlichen Spezifik, also bezogen auf konkrete Örtlichkeiten.

Ich habe gezeigt, dass die Thematik von Flucht, Ankunft und Aufnahme aus sehr unterschiedlichen Perspektiven erzählt werden kann. Während die Mikroperspektive Lebenswege geflüchteter Menschen rekonstruiert und Stationen der Ankunft und Integration nachzeichnet, nimmt die Mesoperspektive die aufnehmende Gesellschaft in den

Blick. Die Makroperspektive schließlich betrachtet die gegenwärtigen Flucht- und Migrationsregime und bettet sie in übergeordnete geopolitische Konstellationen ein.

In diesem letzten Kapitel möchte ich die dargelegten Erfahrungen resümieren und dann den Blick nach vorne richten. Auf das, was die Geflüchteten in Zukunft erwartet, und auch in die gesellschaftliche Zukunft der deutschen Einwanderungsgesellschaft. Dabei nutze ich den Begriff der Transformation, verstanden als tiefgreifender Veränderungsprozess, der eine individuelle und eine gesellschaftliche Komponente hat. Während die individuelle Komponente Veränderungen im Lebensverlauf und in den individuellen Einstellungen und Handlungsorientierungen in den Blick nimmt, beinhaltet die gesellschaftliche Komponente von Transformation Veränderungen der gesellschaftlichen Lebensbedingungen, der Sozialstruktur sowie kollektiver Einstellungen und Werte (vgl. DifU 2017).

Transformationsprozesse können langsam und schnell verlaufen, sie können durch eine plötzliche Veränderung ausgelöst werden oder sich eher einschleichen. Sie können sowohl positiv als auch negativ konnotiert sein. Im bundesdeutschen Diskurs, und vielleicht als Abbild einer eher persistenten und veränderungsresistenten Gesellschaft, werden Transformationen meist als etwas Negatives, gar krisenhaftes gerahmt. Beispiele, die in den Interviews mit lokalen Akteur:innen im Rahmen meiner Forschung immer wieder thematisiert wurden, sind die demographische Alterung der Gesellschaft, die zu einschneidenden Veränderungen der Arbeitsmärkte führen wird, die Folgen des Klimawandels und der Dekarbonisierung oder auch wirtschaftspolitische Entscheidungen. In meinen Gesprächen mit Akteur:innen in Ostdeutschland dominiert indes die Erinnerung an die Transformationsjahre nach der politischen Wende und der Wiedervereinigung, die zu einem massiven Umbau des politischen, ökonomischen und sozialen Systems führte und die gesamte Bevölkerung dem Druck aussetzte, sich neu zu erfinden.

In der wissenschaftlichen Debatte wird betont, dass gesellschaftliche Transformation ein langfristiger Prozess ist. Er umfasst weitreichende Veränderungen in verschiedenen Bereichen der Gesellschaft, die aufeinander bezogen sind und sich gegenseitig beeinflussen. Dabei laufen eine Zeitlang Althergebrachtes und Neues parallel zueinander ab. Erst spät entscheidet sich, in welche Richtung die neue Entwicklung sich ausrichtet und welche Pfadabhängigkeiten und Barrieren durch den kollektiven Veränderungsdruck überwunden werden (vgl. Amelina/Horvath/Meeus 2016, de Haas et al. 2020).

In diesem Begriffsverständnis sehe ich die Geflüchtetenaufnahme der vergangenen zehn Jahre demnach als nur einer von vielen Aspekten, die zu einer langfristigen Veränderung der Gesellschaft führen. Welche Pfade eingeschlagen werden, um Zusammenleben in Vielfalt zu gestalten und die Herausforderungen einer von Diversität geprägten Gesellschaft zu moderieren, dürfte regional unterschiedlich sein, selbst wenn die Prägungen durch politische Rahmenbedingungen und übergeordnete politische Diskurse identisch sind.

Im Folgenden werde ich mich auf der Basis der in diesem Buch versammelten Erzählungen zunächst mit individuellen, dann mit gesellschaftlichen Transformationen beschäftigen und abschließend die sich daraus ergebenden Handlungsoptionen bzw. -erfordernisse der ›Einwanderungsgesellschaft von morgen‹ skizzieren.

11.1 Aufbrüche: Transformationen in individuellen Biographien

Zehn Jahre nach der Ankunft haben in vielen Leben der Geflüchteten individuelle Transformationen stattgefunden, allen voran bei jenen, die als Kinder und Jugendliche nach Deutschland gekommen sind. Viele haben in Deutschland einen Schulabschluss gemacht und befinden sich jetzt in der beruflichen oder akademischen Ausbildung. Für sie ergeben sich nun die Entwicklungsmöglichkeiten, die sie sich einst in ihrem Herkunftsland erhofft hatten und von denen sie durch Krieg und Flucht getrennt wurden. Für andere, vor allem für die Elterngeneration, bedeutet die individuelle Transformation vielmehr, das alte Leben mit allem bisher Erreichten hinter sich zu lassen und unter den Rahmenbedingungen, die das Aufnahmeland der ›Figur des Flüchtlings‹ zubilligt, neu anzufangen.

11.1.1 »Ich wollte genauso werden wie sie!«

Als wir im Mai 2022 unser erstes Interview mit Elisar führen, hat sie gerade die Abiturprüfungen abgeschlossen. Befragt nach ihren Zukunftsplänen erzählt sie, sie habe schon als kleines Kind Ärztin werden wollen, inspiriert durch eine Zahnärztin, bei der sie in Behandlung war: »Ich wollte genauso werden wie sie!« Im Alter von 13 Jahren kommt sie mit ihrer Familie aus Syrien nach Deutschland. Die Flucht und die vielen Hürden des Neuanfangs haben Kraft gekostet, sie aber nicht an der Erfüllung ihrer Träume zweifeln lassen. Sie macht einen Mittelschulabschluss und wechselt dann aufs Gymnasium. Sie wiederholt die Abiturprüfungen, um ihre Note und damit die Chancen auf einen begehrten Medizin-Studienplatz zu verbessern. Während des Interviews formuliert sie den Wunsch, ihre weitere Ausbildung möge diesmal nur die »normalen« Schwierigkeiten bereithalten, mit der alle Studierenden konfrontiert sind. Damit bezieht sie sich auf die Extremerfahrung der Flucht und des Neuanfangs in Deutschland. »Ich habe schon ganz viele Sachen erlebt und das war auch eine sehr schwere Zeit für mich und für meine Familie. Und ich möchte jetzt für dieses Kapitel, das ich jetzt neu öffne, dass es ein bisschen einfacher wird und nicht so schwer wie die letzten Kapitel.«¹ Zwei Jahre später treffen wir Elisar wieder, um einen kurzen Film mit ihr zu drehen. Sie ist inzwischen nach Hamburg umgezogen und hat eine Ausbildung zur Krankenschwester am Universitätsklinikum begonnen. Auf diese Weise überbrückt sie die Wartezeit auf den Medizin-Studienplatz. Sie wirkt gereift, fühlt sich wohl in Hamburg und in der noch ungewohnten Selbständigkeit. Sie fährt häufig ins niedersächsische Wendland zurück, um ihre Familie zu besuchen, und kann sich vorstellen, später als Landärztin dorthin zurückzukehren.

Elisars Geschichte weist auf die starke Bedeutung der biographischen Einbettung von Migrationsereignissen hin. Vor allem in den jüngeren Generationen bestimmen Migrationsereignisse machtvoll mit über den weiteren Lebensweg. Dabei ist das junge Lebensalter insofern vorteilhaft, weil noch ausreichend Bildungszeit verbleibt, um sich sprachlich zu adaptieren und Anschluss an das reguläre Bildungssystem zu finden. Allerdings muss dies nun ohne die soziale Unterstützung vonstattengehen, die Eltern und Familienangehörige im Herkunftsland hätten bieten können. In dieser Situation sind

1 Interview mit Elisar aus Syrien, Mai 2022.

die jungen Geflüchteten auf sich gestellt, und viele reifen an dieser Erfahrung. Immens wichtig sind Ansprechpartner:innen innerhalb der Aufnahmegesellschaft, die in dem ungewohnten Umfeld des Aufnahmelandes praktische und emotionale Unterstützung bieten können und ihre Sozialkontakte zur Verfügung stellen, um »soziale Brücken« in die Aufnahmegesellschaft zu bauen. In Elisars Fall ist es eine Migrationsberaterin, die zur engen Bezugsperson wird, und der örtliche Jugendtreff, in dem sie in den schwierigen ersten Jahren einen Rückzugsraum findet, um »sich selbst kennenzulernen«. Auch ihre Lehrer:innen hebt sie hervor, die sich sehr um sie und andere syrische Schüler:innen bemühten: »Ja, also die Lehrer waren total unterstützend, also sie haben wirklich sehr viel geholfen und die spielen eine ganz große Rolle in meinen Leben hier in Deutschland und wie ich mich hier entwickelt habe, auf jeden Fall!« (Ebd.)

Auch in anderen Lebensgeschichten junger Geflüchteter finden sich neben den Eltern Bezugspersonen aus der Aufnahmegesellschaft, die sich intensiv und hingebungsvoll für ihre Mentées einsetzen und sie dabei unterstützen, ihre Lebensziele trotz aller Widrigkeiten weiterzuverfolgen. Im nordrhein-westfälischen Steinbergen* erzählt uns der junge Eritreer Elyas Tadesse* von intensiven Lerneinheiten zusammen mit seinem deutschen Mentor, mit dessen Hilfe er den Realschulabschluss absolviert, um eine Lehre als Einzelhandelskaufmann anzuschließen. Im sächsischen Wiesenberg* wird der junge Afghane Musa Ghulam* engmaschig durch einen Ehrenamtlichen unterstützt, der mit der Zeit zum väterlichen Freund wird. Er verschafft Musa* Möglichkeiten, Deutsch zu lernen, und verhilft ihm zu einem Praktikums- und schließlich einem Ausbildungsplatz zum medizinischen Fachangestellten. Als sein Asylantrag endgültig abgelehnt wird, versucht sein Mentor sogar, Musa* zu adoptieren, damit er einen sicheren Aufenthaltsstatus bekommt.

Immer wieder kommen beide auf rassistische Ausgrenzungserfahrungen zu sprechen, die das Ankommen im ländlichen Sachsen für viele Geflüchtete prägen. Auch in diesen Situationen sind es einzelne Schlüsselpersonen, die sich den rassistischen Anfeindungen in den Weg stellen und damit die Resilienz der jungen Geflüchteten stärken. So berichtet Musa* von einem Patienten, der sich weigerte, seinen Blutdruck von ihm messen zu lassen. Seine Chefin schritt energisch ein: »Und da hat sie gesagt: ›Wenn Sie von dem jungen Mann hier nicht behandelt werden wollen, dann wechseln Sie bitte Ihren Hausarzt.«² Inzwischen wird Musa* überall im Ort freundlich empfangen. Sein nächstes großes Ziel ist es, ein Medizinstudium zu absolvieren. Trotz der großen Herausforderungen, die die lange und schwere Ausbildung in der für ihn weiterhin fremden Sprache Deutsch bedeutet, ist er motiviert und zuversichtlich: »Also bei mir ist es so, wenn jemand mir sagt, ›Du schaffst das nicht‹, aber wenn ich selber weiß, dass ich es schaffe, ja, dann [...] habe ich mehr Kraft. Dann würde ich mehr versuchen. Dass ich mehr zeige.« (Ebd.)

Besonders herausfordernd ist die Situation für jene, die als so genannte unbegleitete minderjährige Geflüchtete nach Deutschland gekommen sind. Sie müssen das Ankommen in Deutschland und die Jahre der Adoleszenz ohne den Rückhalt der Eltern meistern, und sind in dieser Zeit besonders auf praktische und emotionale Unterstützung

2 Interview mit Musa Ghulam* (Pseudonym), aus Afghanistan, Juli 2022.

angewiesen. Viel hängt davon ab, wie der Übergang zwischen den Hilfesystemen gestaltet wird, der wiederum vom Lebensalter anhängt. Denn mit dem 18ten Geburtstag erlischt die Betreuung durch die Jugendhilfe, und die jungen Geflüchteten müssen aus der betreuten Unterkunft ausziehen. Textbox 11.1 zeigt exemplarisch am Lebensweg des Eritreers Ismael Fekadu*, wie komplex die Herausforderungen für die jungen Geflüchteten ohne familiäre Bezugsperson sind.

Textbox 11.1: »Ich habe alles geschafft, und am Ende habe ich eine Arbeit«

Ismael Fekadu* kam als 17jähriger im August 2014 in Deutschland an. Eigentlich wollte er nach Schweden. Er wird von seinem Ankunftsort München weiter nach Oberfranken geschickt, wo er in einer Wohngruppe unbegleiteter minderjähriger Geflüchteter aufgenommen wird. Drei Monate besucht er einen Sprachkurs, dann wird er bis zum Ende des Schuljahres 2015/16 in die Integrationsklasse einer Berufsschule aufgenommen, wo er den Hauptschulabschluss erwirbt und Praktika in verschiedenen handwerklichen Berufen macht. Nach seinem 18ten Geburtstag muss er die Wohngruppe verlassen, hat aber das Glück, dass er in ein Apartment einziehen kann, das vom gleichen sozialen Träger betreut wird. Nach dem Schulabschluss absolviert er eine Einstiegsqualifikation zum Maurer. Die praktische Tätigkeit fällt ihm leicht, aber im schulischen Teil fällt er zurück, weil er mit den Fachbegriffen nicht zurechtkommt. Zudem sind seine Schultage extrem anstrengend, weil er pendeln muss. An den Schultagen steht er um vier Uhr auf, um die lange Pendelstrecke mit öffentlichen Verkehrsmitteln pünktlich zum Schulbeginn zu schaffen. Nach dem Unterrichtsende ist er erst gegen 20 Uhr zu Hause und dann zu nichts mehr fähig. Die Abwesenheit eines Elternhauses, das ihn im Alltag umsorgen könnte, wird ihm an dieser Stelle überdeutlich: »Dann komme ich Zuhause um acht Uhr. Acht Uhr bin ich ganz kaputt, ich koche nicht und sowas, weil ich keine Eltern habe. Ich koche nicht und ich schlafe einfach dort und ich lerne auch gar nichts, weil die Zeit verschwindet einfach nur, deswegen es war sehr schwer für mich.« Nach sechs Monaten beschließt er, die Qualifizierungsmaßnahme abzubrechen, um erst besser Deutsch zu lernen. Dies wird ihm genehmigt, doch er muss sechs Monate warten, bis der Sprachkurs beginnt. Als dieser dann endlich startet, realisiert Ismael, dass er sprachlich unterfordert ist, da die anderen Teilnehmer:innen wesentlich schlechter Deutsch sprechen als er. Zeitgleich erhält er ein Arbeitsangebot in einem Logistikunternehmen. Ein unbefristeter Vertrag lockt; er soll drei Tage Probearbeiten, bevor sich der Arbeitgeber entscheidet. Doch danach ist die Rede von einem zweiwöchigen Praktikum, bevor es den Vertrag gibt. Er protestiert und damit ist das Angebot vom Tisch. Er geht daraufhin zurück an die Sprachschule, doch jetzt ist sein Platz im Sprachkurs anderweitig vergeben und man sagt ihm, er möge nochmals sechs Monate warten. Er geht zum Jobcenter und bittet um die Vermittlung in ein Praktikum. Er absolviert zunächst ein Bewerbertraining und bewirbt sich dann bei mehreren Firmen. Als er gerade ein Praktikum in einer der angeschriebenen Firmen absolviert, erhält er das Angebot einer Zeitarbeitsfirma im hessischen Bad Korbheim.* Ein Bekannter hatten ihn zuvor auf die vergleichsweise guten Integrationsbedingungen dort aufmerksam gemacht und daraufhin hatte er sich beworben. Eigentlich hofft er

auf einen Ausbildungsplatz als Lagerist in der Firma, in der er das Praktikum absolviert. Dort sagt man ihm, er solle die schriftliche Entscheidung abwarten. Aber er will jetzt nicht mehr warten. Drei Tage später ist er zur Probearbeit in Bad Korfheim*. Der ersten Arbeitsstelle, ein Glaswerk, ist er körperlich nicht gewachsen, er hält dort nur einen Tag aus. Dann wird er in die Metallverarbeitung vermittelt. Dort kann er Fuß fassen. Er zieht nach Bad Korfheim*, wohnt zunächst bei Freunden und bezieht nach drei Monaten eine eigene Wohnung. Zwischenzeitlich muss er noch Probleme mit seinem Aufenthaltstitel lösen, denn er verpasst es, sich von Oberfranken nach Bad Korfheim* umzumelden. Offensichtlich gibt es in dieser sehr bewegten Phase niemanden, der ihn in seinem Tun begleitet und berät, was er auch intensiv reflektiert. Auf die Frage, worauf er besonders stolz ist, antwortet Ismael Fekadu*: »Dass ich selbst Arbeit gefunden habe. Und bin ich auch ohne Mutter und Vater zwei Jahre in die Schule gegangen. Ich bin stolz darauf, was ich alles gemacht habe: das Praktikum, die Arbeit, der Führerschein. Bei den deutschen Leuten bezahlen die Eltern den Führerschein, aber ich habe alles selbst gemacht. [...] Ich bin stolz auf alles, was ich gesagt habe, weil ich habe alles geschafft und am Ende habe ich eine Arbeit.«³

Rund eine halbe Million Jugendliche zwischen 16 und unter 25 Jahren sind in den Jahren 2014 bis 2020 nach Deutschland gekommen. Sie alle haben viele Hoffnungen und Zukunftspläne mitgebracht, und vielen gelang es, sich in Deutschland Perspektiven zu erarbeiten. Möglicherweise wird die Aufnahmegesellschaft erst in der Rückschau bewerten können, welche Impulse durch diese junge Geflüchteten-Kohorte in einzelnen Regionen gesetzt wurden und dort zu produktiven Entwicklungen geführt haben.

An dieser Stelle möchte ich noch einmal eine historische Analogie aufmachen und auf die jungen Geflüchteten eingehen, die als Heimatvertriebene nach dem Zweiten Weltkrieg mit ihren Familien in Deutschland angekommen sind. Auch sie hatten mit vielen Widrigkeiten zu kämpfen, wenngleich Fragen des Aufenthaltsstatus oder Sprachprobleme natürlich ausgeklammert waren. Doch das Heranwachsen in einer von Nachkriegsumbrüchen betroffenen Gesellschaft bot auch Chancen, insbesondere für die jungen Frauen, die aus ländlich-bäuerlichen Milieus stammten. Sie waren nach der Vertreibung mehr oder weniger gezwungen, mit Hilfe einer Ausbildung eigenständige Lebensperspektiven zu entwickeln, anstatt als ›mithelfende Familienangehörige‹ in der Landwirtschaft zu arbeiten. Noch einmal blicke ich an dieser Stelle auf die Lebensgeschichte meiner Mutter, die in dieser Kombination aus individuellem und gesellschaftlichem Aufbruch heranwächst. Nachdem sie von ihren Eltern auf ein Internat geschickt wurde, um die Mittlere Reife abzulegen, ging sie nach Würzburg und absolvierte am Universitätsklinikum eine Ausbildung zur Kinderkrankenschwester. Später arbeitete sie dort auf verschiedenen Stationen, wo sie schwerst kranke Kinder versorgte und es mit Krankheitsbildern zu tun bekam, die heute aufgrund des medizinischen Fortschritts und des hohen Wohlstandsniveaus in Deutschland fast vergessen sind. Auch im hohen Alter konnte sie noch sehr lebhaft und detailliert aus dieser Zeit erzählen. Ich erinnere mich an einen Besuch während der Corona-Pandemie, als wir

3 Interview mit Ismael Fekadu* (Pseudonym), 22, aus Eritrea, Januar 2019.

gemeinsam überlegten, wie wir sie, durch ihr Alter besonders gefährdet, vor einer Infektion schützen könnten. Das brachte sie auf die Zeit im Würzburger Klinikum in den 1950er Jahren, als verschiedene Infektionskrankheiten noch eine große Gefahr für Kinder darstellten und teils zu verheerenden Spätfolgen führten. Viel hatte man damals nicht, um sich zu schützen. Die Krankenschwestern wurden angewiesen, nach jedem Aufenthalt in einem Krankenzimmer zehn Minuten nach draußen zu gehen, um sich und die Kleidung zu lüften und auf diese Weise die Krankheitskeime abzuschütteln. Auf diese Weise, nämlich mit viel frischer Luft, verbrachten wir dann auch die Besuche während der Corona-Pandemie.

Abb. 11.1: Die Mutter der Autorin als Krankenschwester am Universitätsklinikum Würzburg, ca. 1960



Quelle: Privates Foto-Archiv der Autorin

Meine Mutter übte ihren Beruf mit großer Leidenschaft und wissenschaftlicher Neugier aus. Sie wollte das Zustandekommen von Erkrankungen verstehen und am medizinischen Fortschritt teilhaben. Während ihrer Beschäftigungszeit in Würzburg brach in Bayern eine Polio-Epidemie aus, die vor allem unter Kindern und Jugendlichen grassierte. Die schwersten Fälle wurden von einer Atemlähmung getroffen, und sie benötigten eine Eiserne Lunge, um zu überleben. Die Eiserne Lunge war das erste klinische Gerät, das die maschinelle Beatmung von Menschen ermöglichte. Es bestand aus einem zylindrischen Hohlraum, in dem Patient:innen gelagert wurden; nur der Kopf ragte heraus. Durch den luftdichten Abschluss am Hals wurde ein Unterdruck erzeugt, der bewirkte, dass die Umgebungsluft durch Nase und Mund der Patient:innen einströmen konnte. Durch den Aufbau eines Überdrucks in der Kammer konnten die Patient:innen dann

auch mit gelähmter Atemmuskulatur wieder ausatmen (Meichsner 2009). Die Prototypen dieser Geräte waren in den 1920er Jahren in den Vereinigten Staaten entwickelt worden, in Deutschland wurden sie erst in den 1950er Jahren eingeführt. Meine Mutter muss eine der ersten Krankenschwestern gewesen sein, die in Würzburg an der Eisernen Lunge angelernt wurden, um mit ihrer Hilfe komplett gelähmten Kindern das Leben zu retten. Erst in den 1960er Jahren setzte sich die Schluckimpfung mit Lebendimpfstoff durch und verhinderte damit weitere Polio-Epidemien (Riederer 2023). Das Bewusstsein, eine hochwertige Ausbildung erhalten zu haben und damit einen wertvollen Dienst an der Gesellschaft leisten zu können, war zeitlebens ein wichtiger Baustein in der Identität meiner Mutter. Ihre berufliche Eigenständigkeit lebte sie so selbstverständlich wie viele andere Frauen ihrer Generation, wobei diese Form der gesellschaftlichen Modernisierung bei den Frauen mit Vertreibungsgeschichte wesentlich verbreiteter war als bei den »einheimischen« Frauen (vgl. Kap. 5 und Handl 1998: 198). Nicht nur damit wurden die Vertriebenen zu einem wichtigen Motor der gesellschaftlichen Modernisierung in Deutschland (vgl. z.B. Jähner 2019: 103, Handl 1998: 194).

11.1.2 »Die Generation ist halt schon anders«

Was die Biographien von Elisar, die mit 13 Jahren aus Syrien nach Deutschland flüchtete, und die Lebenslinie meiner Mutter, die im Alter von neun Jahren aus Südmähren vertrieben wurde und nach Oberfranken kam, bei aller Unterschiedlichkeit hinsichtlich Herkunft, Fluchtursachen und Aufnahmestrukturen eint, das ist die gemeinsame Haltung, sich auf die Zukunft zu konzentrieren. Beide haben Lebensziele entwickelt und konsequent verfolgt, und sich dabei von den verschiedenen Widrigkeiten auf den Etappen des Ankommens nicht aufhalten lassen. Diese Zukunftsorientierung fällt im jüngeren Lebensalter leichter als in einer Lebensphase, wo bereits viel aufgebaut wurde, das bei der Flucht zurückgelassen werden muss.

Auch Elisars Mutter richtet sich an den Gegebenheiten des Aufnahmelandes aus. Sie ist mit drei Kindern alleinerziehend und an die Aufnahmesituation der niedersächsischen Kleinstadt Rathow* gebunden. Nach dem Integrationskurs absolviert sie eine Ausbildung zur Altenpflegerin, erwirbt den Führerschein, den sie für ihre Berufstätigkeit benötigt, und nimmt eine Stelle als Altenpflegerin im Schichtdienst an. Später kommt auch Elisars Großmutter nach. Für beide, Mutter wie Großmutter, ist es schwierig, in der neuen Heimat Fuß zu fassen. Die Großmutter kämpft mit gesundheitlichen Problemen. Sie hat Schwierigkeiten, die deutsche Sprache zu erlernen. Zudem fällt ihre Ankunft mit der Corona-Pandemie zusammen, was die Kontaktmöglichkeiten weiter einschränkt. Aber auch für ihre Mutter sieht Elisar Schwierigkeiten, sich ein neues soziales Umfeld aufzubauen, das ihre Bedürfnisse nach kultureller Rückbindung befriedigen könnte:

Und wie gesagt, ja, dass die Generation ist halt schon anders so. Also natürlich hat sie auch deutsche Freunde oder hat Freunde, die auch aus anderen Ländern kommen, aber

wie gesagt so, es ist halt anders, so jemanden zu haben, der aus der eigenen Kultur kommt. Und ich glaube das fehlt ihr.⁴

Auch in der Forschungsliteratur zur Generation der Weltkriegsvertriebenen finden sich viele Referenzen, die die Bedeutung der biographischen Phase belegen, in der Flucht und Vertreibung erlebt werden. Nicht nur waren die unmittelbar von Flucht und Vertreibung betroffenen Erwachsenen oft stark traumatisiert, sie mussten zusätzlich mit ihrer neuen Rolle als ›ungebetene Gäste‹ und mit dem Verlust des einst aufgebauten ökonomischen und sozialen Status zurechtkommen.

Die Bewältigung von Flucht und Neuanfang ist facettenreich und umfasst psychische, soziokulturelle und lebenspraktische Komponenten. Dabei sind drei Faktoren entscheidend, wie der Historiker Michael von Engelhardt auf Basis lebensgeschichtlicher Interviews mit Heimatvertriebenen unterschiedlicher Alterskohorten herausfand: das vor und während der Vertreibung Erlebte, die vorangegangene Lebensgeschichte und die Aufnahmebedingungen, die durch die Aufnahmegesellschaft geprägt wurden (von Engelhardt 1998: 218). Die Fluchterlebnisse am Ende des Zweiten Weltkriegs waren je nach Region unterschiedlich und stark nach Geschlecht differenziert. Während die Männer häufig erst später aus Krieg und Kriegsgefangenschaft heimkehrten und im Grunde froh waren, das nackte Leben gerettet zu haben, hatten die Frauen stärker die Zeit unmittelbar vor der Vertreibung erlebt und litten schwerer unter den materiellen Verlusten (ebd.: 222). Zudem wurden viele von ihnen vor oder während der Vertreibung Opfer sexualisierter Gewalt, über die unter den Rahmenbedingungen der damaligen Zeit ein Sprechen und damit eine emotionale Entlastung nicht möglich war (vgl. Lehmann 1993: 151ff.). Diese Erlebnisse hinterließen nachhaltige Spuren: in einer vergleichenden Studie der Universität Leipzig aus dem Jahr 2022 zur Selbstwahrnehmung der körperlichen und psychischen Gesundheit wurde bei Personen mit Vertreibungsgeschichte im Vergleich zu Personen ohne Vertreibungsgeschichte eine verminderte körperliche Lebensqualität sowie ein schlechteres psychisches Befinden mit einer Neigung zu Ängstlichkeit und Panikattacken festgestellt. Der Anteil von Befragten, die unter Angstattacken litten, war unter den Vertriebenen doppelt so hoch wie bei den übrigen Befragten, und sie waren insgesamt in ihrer Gesundheit und Alltagsbewältigung im Vergleich zu Nichtvertriebenen stärker eingeschränkt (Beutel/Decker/Brähler 2007).

Einflussfaktoren der vergangenen Lebensgeschichte als zweites Kriterium für Bewältigungsprozesse waren beispielsweise der einst ausgeübte Beruf sowie der Besitz, der zurückgelassen werden musste. Ältere Vertriebene trauerten der alten Heimat stärker hinterher als jüngere, die eher den Blick nach vorne richteten und nach neuen Entwicklungs- und Entfaltungsmöglichkeiten suchten. Viele Heimatvertriebene erlebten berufliche Dequalifizierung. Besonders schwer waren Selbstständige betroffen, vor allem Landwirte, denen es nach der Flucht an Kapital, Grundbesitz und Beziehungen mangelte, um an ihre bisherige Tätigkeit anknüpfen zu können.⁵ All das wirkte sich auch auf den späteren Lebensverlauf aus, wie Michael von Engelhardt herausarbeitete.

4 Interview mit Elisar aus Syrien, Mai 2022.

5 Eine Studie zur Integration der Heimatvertriebenen in Niedersachsen beziffert, dass von 190.000 Landwirten unter den Heimatvertriebenen in Niedersachsen bis Mitte der 1950er Jahre lediglich

Das dritte Kriterium, die Aufnahmebedingungen, zeigte seine Wirkung vor allem durch die Unterschiedlichkeit in der Rezeptivität der Aufnahmegesellschaft, die sich zwischen Offenheit und empathischer Zuwendung über eine passive Duldung bis zu starker Ablehnung aufspannte. Die unterschiedlichen Haltungen wurden nicht nur durch strukturelle Faktoren wie die Verfügbarkeit von Wohnraum sowie Arbeits- und Ausbildungsmöglichkeiten beeinflusst, sondern auch die unterschiedlich starke Wahrnehmung des ›Anders-Seins‹ der Vertriebenen (von Engelhardt 1998: 221). Gerade in ländlichen Gemeinden, so berichten historische Studien übereinstimmend, war die Ablehnung der Heimatvertriebenen oft sehr ausgeprägt. Teils führte die Wahrnehmung ihrer ›Andersartigkeit‹, beispielsweise in Form von abweichenden religiösen Bräuchen und Bekenntnissen, dazu, dass sich die ländliche Mehrheitsgesellschaft wieder selbst stärker auf die eigenen Traditionen besann. Und während Zeitzeug:innen betonten, Integration auf dem Dorf wäre vor allem über die Vereine gegangen, allen voran Sport- und Musikvereine, gibt es ebenso viele Erzählungen, die die exkludierenden Strukturen der Vereinslandschaft beschreiben. Als Reaktion gründeten Vertriebene teils eigene Vereine, in denen sie ihre Herkunftskultur pflegten und soziale Zeit miteinander verbrachten – *social bonding* betrieben, um es in der Terminologie der Sozialforschung zu benennen. Über die Zeit ebneten sich die Unterschiede ein, und in manchem Orten fanden die neuen Kulturelemente, etwa im Bereich der Kulinarik, auch Anklang in der Mehrheitsgesellschaft, insofern es Anlässe gab, diese zu präsentieren.

Im Ergebnis der typologischen Auswertung von 220 Vertriebenenbiographien kommt Michael von Engelhardt zu dem Resultat, dass »Personen mit einem eher modernen, ortsungebundenen und mobilen Biographiemuster, das auf Qualifikation und Leistung aufbaut und zu dem Flexibilität sowie regionale und soziale Mobilität gehört«, die Bewältigung des Erlebten leichter fiel als »Personen mit einem eher traditionellen besitz- und ortsgebundenen Biographiemuster« (ebd.: 223). In den Jahren nach der ersten Ansiedlung, die überproportional im ländlichen Raum stattfand, gab es erhebliche Weiterwanderungsbewegungen in die wirtschaftlichen Zentren, teils gesteuert durch Wirtschaftsakteure, die auf diese Weise ihren Arbeitskräftebedarf sichern konnten. Insbesondere in der Bergbauindustrie des Ruhrgebiets gab es zahlreiche Anwerbungen, wobei den neuen Arbeitskräften Werkwohnungen oder Baugrundstücke versprochen wurden, um sie zur Aufnahme einer Tätigkeit als Bergmann zu überreden. Oft waren zwar auch diese Wohn- und Arbeitsorte nur eine Zwischenstation, aber darin zeigt sich der oben postulierte positive Effekt von Beweglichkeit in der Gestaltung der eigenen Biographie, die den Anpassungsprozess nach der Vertreibung erleichtert (vgl. Kift 2008).

Weiterwanderungen gibt es auch in unseren Forschungsdaten, den politisch durchgesetzten mobilitätsbeschränkenden Wohnsitzauflagen zum Trotz. Auch hier sind es eher die jungen und ungebundenen sowie die sehr gut gebildeten Geflüchteten, die von den ländlichen Aufnahmeregionen in Großstädte umziehen, weil sie sich dort bessere Arbeits- und Lebensmöglichkeiten erhoffen. Familien hingegen, die eine komplexe Bedürfnisanordnung managen müssen, schätzen oft die ländliche Wohnlage und scheuen die Mühen, die ein Umzug und Neuanfang in einer anderen Region mit sich bringen

18.000 wieder als selbständige Landwirte tätig waren, die meisten allerdings im Nebenerwerb (Parisius 2008: 101; vgl. auch Kossert 2008: 90.)

würde. Dafür verzichten sie teils auf bessere Erwerbs- und Bildungsmöglichkeiten und konzentrieren sich stattdessen auf das Wohlergehen der nachwachsenden Generation.

11.1.3 Flucht, Migration und Resilienz

Am Beispiel der ukrainischen Geflüchteten habe ich in Kapitel 10 bereits den Begriff der Resilienz ins Spiel gebracht, verstanden als die psychische Widerstandskraft, die es ermöglicht, schwierige Lebenssituationen ohne anhaltende Beeinträchtigung zu überstehen. In meinen eigenen Daten sind verschiedenste Formen der Resilienz zu finden, die wiederum stark verschränkt sind mit persönlichen Charakteristika wie Alter, Geschlecht, Bildung oder Familienstand. Interessant ist dabei insbesondere die Rolle mancher Mütter, die sich trotz prekärer Lebenssituationen wie Duldung und Arbeitsverbot als besonders resilient erweisen, während ihre Ehemänner an der Lage verzweifeln und keine Energien freisetzen, um sich an den familiären Aufgaben zu beteiligen oder selbst Schritte zum Aufbau einer Zukunft zu unternehmen. Ein Beispiel ist Fatameh Ebrahimi*, die ich bereits kurz in Kapitel 2 vorgestellt habe. Sie kam 2015 zusammen mit ihrem Mann, der als Christ im Iran verfolgt wird, und zwei kleinen Kindern nach Deutschland und lebt heute in Steinbergen* in Nordrhein-Westfalen. Textbox 11.2 gibt Einblicke in die Haltung, mit der sie sich Widrigkeiten entgegenstemmt.

Textbox 11.2: »Ich habe viele Ideen in meinem Kopf«

Fatameh Ebrahimi* bringt uns Blumen und Schokolade zum Interview mit, ganz so, als müsste sie uns eine Aufmerksamkeit erweisen, und nicht wir, die wir ihre Zeit für unser Forschungsprojekt in Anspruch nehmen. Im Interview erzählt sie von der Flucht mit den zwei kleinen Kindern, von der Ankunft und den vielen Hürden, die sie seither genommen hat. Ihre Asylanträge wurden abgelehnt, die Familie lebt mit einer Duldung in Deutschland, die alle drei Monate verlängert werden muss. Während Fatameh* eine Arbeiterlaubnis hat und über verschiedene Qualifizierungsmaßnahmen inzwischen in einem Restaurant als Küchenhilfe arbeitet, wurde ihrem Mann die Arbeiterlaubnis versagt, weil er nach Auffassung der Behörden nicht ausreichend an seiner Identitätsfeststellung mitwirkt, konkret: keinen Reisepass vorlegen kann und sich (aus Angst vor Konsequenzen für sich und seine im Iran verbliebenen Familienangehörigen) scheut, die iranische Botschaft aufzusuchen. Häufig sitzt er deprimiert zuhause und verzweifelt an der Gesamtsituation. Er hält viel Kontakt in den Iran und zu Iranern in Deutschland, aber in Steinbergen* ist er kaum vernetzt, während Fatameh* viele Kontakte hat und ständig unterwegs ist. Neben ihrer Arbeit in der Restaurantküche hilft sie regelmäßig ehrenamtlich in einer Kleiderkammer. Sie unternimmt viele Freizeitaktivitäten mit ihren Kindern und anderen persischen Frauen, mit denen sie in einer Chatgruppe vernetzt ist. Darin informieren sich die Frauen gegenseitig über Sonderangebote im Supermarkt, interessante Aktivitäten für die Kinder, oder sie verabreden sich zum Picknick und den Spielplatzbesuch. Auf unsere Nachfrage, ob Männer eine ähnliche Vernetzung hätten, winkt sie ab: »Ich glaube Männer kennen nicht alles zusammen. Ich denke nicht so viel Kontakt haben. Nur zum Beispiel Hallo und Tschüss. Aber wir Frauen doch! Viel treffen

zusammen. «Fatameh* ist eigentlich gelernte Friseurin, aber da ihre Deutschkenntnisse noch nicht gut sind, haben Praktika beim Friseur und in einem Kindergarten nicht in die ersehnte Beschäftigung geführt. Schließlich wird ihr eine Tätigkeit als Putzkraft in einem Restaurant angeboten; inzwischen arbeitet sie dort als Küchenhilfe. Mit ihren Kolleg:innen versteht sie sich gut und sie genießt die Wertschätzung ihrer Chefin, die, wie sie hervorhebt, auch mit ihrem prekären Aufenthaltsstatus einen Umgang gefunden hat. »Meine Chefin auch ist sehr nett, sehr gut. Weil warte zum Beispiel manchmal mein Arbeitserlaubnis kommt ein bisschen später, sie hat zum Beispiel kein Problem. Wartet sie auf mich. Ist okay.« Fatameh* leidet unter der Trennung von ihren Eltern im Iran und würde sie so gern wiedersehen. Wenn sie telefonieren, erzählt sich nichts von ihrem prekären Aufenthaltsstatus, sondern betont, dass es ihnen sehr gut gehen würde. Fatameh* rechnet sich Chancen auf eine Aufenthaltserlaubnis aus. Sobald sie diese hat, möchte sie sich mit einem iranischen Restaurant oder einem Ladengeschäft für orientalische Lebensmittel selbständig machen. Sie wirkt zuversichtlich und optimistisch, dass die Zukunft sich für sie positiv gestalten wird. »Ich habe viele Ideen so in meinem Kopf. Viele Ideen. Weil ich sehe viele Leute hier haben Aufenthalt [eine Aufenthaltserlaubnis, B.G.], aber machen nichts. Aber ich will, und dann traue ich mich auch.«⁶

Ähnlich wie Fatameh* erleben wir viele junge Mütter unter unseren Interviewpartnerinnen als aktiv, angetrieben durch die Fürsorge für ihre Kinder, während viele der geflüchteten Männer stärker mit der Gesamtsituation hadern. Manche können sich mit dem Verlust der Ernährerposition nicht abfinden und sehen gleichzeitig keinen Weg, wieder in diese Position zu gelangen. Doch auch die Fürsorgearbeit für die Kinder bietet den Männern weniger soziale Anknüpfungspunkte als den Frauen, da auch in Deutschland die Mehrheit der Fürsorgeaktivitäten in weiblicher Hand liegt. Begegnungen bei der Begleitung von Freizeitaktivitäten, beim Adventsbasteln im Kindergarten oder als Hilfskraft beim Kuchenbasar während des schulischen Sommerfestes, all das sind eher weibliche Domänen. Mutterschaft kann daher eine wertvolle Ressource sein, um Zugang zur sozialen Welt der Aufnahmegesellschaft zu finden und sich entsprechend zu vernetzen (vgl. Enßle-Reinhardt 2022).

An Fatameh*s Geschichte wird deutlich, dass Resilienz sich aus verschiedenen Faktoren zusammensetzt, sowohl solchen, die im Inneren einer Person angelegt sind, wie etwa Optimismus, Selbstvertrauen und soziale Intelligenz, als auch Faktoren, die im sozialen Umfeld verankert sind, durch das sich Bindungen, Unterstützungsoptionen und Teilhabemöglichkeiten ergeben. In ihrer Studie zur Resilienz von Einwanderinnen nach Kanada beschreiben Ruksana Rashid und David Gregory Resilienz sehr treffend mit der Gabe, trotz widriger Rahmenbedingungen »das Leben nicht aufzugeben«: »We fashioned resilience as ›not giving up on life‹ while encountering adversity and moving forward with hope and optimism. We considered resilience as not only about success, but happiness in life. Being resilient is about leading a life which has meaning and purpose« (Rashid/Gregory 2014: 200). Sie untersuchen Frauen, die als Familienangehörige von männlichen Einwanderern nach Kanada kamen und damit keine unmittelbare

6 Interview mit Fatameh Ebrahimi* (Pseudonym) aus dem Iran, April 2022.

Zweitsozialisation durch die Integration in den Arbeitsmarkt erfahren. Während die als Arbeitsmigranten angeworbenen Partner den ganzen Tag außer Haus verbrachten, fanden sich die Frauen zunächst in relativer Isolation wieder. Die meisten hatten in ihrem Herkunftsland gute Lebensbedingungen zurückgelassen und verfügten über hohe Bildungsabschlüsse, an die sie jedoch in Kanada nicht anknüpfen konnten. Bei allen überwog zunächst die Enttäuschung über die relative Verschlechterung der Lebensverhältnisse und sie litten unter der Isolation, dem kalten Wetter Kanadas und den Mobilitätseinschränkungen, die sich in einer aufs Auto fixierten Gesellschaft für Personen ohne Fahrerlaubnis und Auto ergaben. Caroline aus Tansania, die mit ihrem Mann und vier Kindern nach Kanada kam, fasst stellvertretend für viele Frauen ihr Lebensgefühl als Einwanderin zusammen:

When you come you won't get a job that matches your qualifications; you have to drop your profession, you have to start again. You can't fit where you want to fit in, you shouldn't eat what you want to eat, and you can't have a car the one you want to ride. So where you are coming from you have frustrations. (Ebd.: 205)

Mit der Zeit jedoch arbeiteten sich die Frauen aus dem Stimmungstief heraus und entwickelten eigene Lebensoptionen in Kanada. Sie fingen an, sich fortzubilden, lernten Englisch, erwarben die Fahrerlaubnis und starteten in eine Erwerbstätigkeit, meist unterhalb ihrer eigentlichen Qualifikation. Resilienz von Migrant:innen, betonen die Autor:innen der Studie, werde häufig entkoppelt von der Migrationsgeschichte betrachtet. Es sei so, als würde ein Mensch ohne Vergangenheit im Gastland eintreffen, und als ob sich Resilienz erst in der Migrations- und Nachmigrationsphase einstellen würde (ebd.: 199). Um Resilienz von Migrant:innen zu verstehen, müsse jedoch auch das Leben vor der Migration herangezogen werden sowie der soziale Kontext, in dem sich Migrant:innen nach der Ankunft befinden. Tatsächlich entwickelten die befragten Frauen sehr unterschiedliche Mechanismen, die zu ihrer Resilienz beitrugen. Neben Aktivitäten zum Erlangen von Selbständigkeit und intensiven sozialen Verbindungen in Kanada und in das Herkunftsland war es auch die Gewissheit, durch Geldrücküberweisungen die Familie unterstützen zu können, sowie der Gedanke an den zukünftigen Mehrwert der eigenen Migration in Hinblick auf ihre Kinder. Denn diesen, so waren alle überzeugt, würden nach ihrem Aufwachsen in Kanada alle Türen offenstehen.

Auch meine Daten zeigen diese Zusammenhänge von Resilienz nach der Flucht. Während im Beispiel von Fatameh Ebrahimi* Optimismus und Lebensmut eine große Rolle spielen, ist es bei anderen die Übertragung der eigenen Lebensziele auf die Kindergeneration, die ihnen zu einer versöhnlichen Bilanz verhilft und sie Widrigkeiten besser ertragen lässt. Ein Beispiel sind Adila und Mohammed Aboud*, die ich in Kapitel 4 vorgestellt habe. Beide hatten in Syrien auf Grundlage akademischer Ausbildungen Berufskarrieren erlebt, an die sie nach der Flucht nicht mehr anknüpfen können. Doch sie haben nicht aufgegeben und die Chancen ergriffen, die sich ihnen im Aufnahmekontext in Deutschland boten. Sie lernten Deutsch, machten Umschulungen und arbeiten heute beide in einem sozialen Assistenzberuf. Wichtiger Bestandteil ihrer positiven Bilanz ist die Entwicklung ihrer vier Kinder, die alle nach dem Abitur ein Studium im medizinischen oder pharmazeutischen Bereich absolvieren. Durch die Projektion von

Zukunftserwartungen auf die eigenen Kinder ziehen sie ihre Lebenszufriedenheit. Adila findet kraftvolle Worte, um ihre Haltung zu begründen:

Das Leben ist nicht zu stoppen. Es soll einen neuen Anfang bekommen. Wir dürfen es nicht von der Vergangenheit denken. Wenn wir dauernd über die Heimat nachdenken, werden wir krank. Deshalb müssen wir die Vergangenheit tilgen und an die Zukunft denken. Das Wichtigste ist erst einmal, die Sprache zu lernen. Danach eine Arbeit finden. Und eine neue Gesellschaft bauen. Keine syrische Gesellschaft neben einer deutschen Gesellschaft, sondern zusammen. Wir müssen eine gute Gesellschaft für unsere Enkelkinder bauen. Das ist meine Hoffnung für die Zukunft.⁷

11.2 Flucht, Ankommen und Sozialer Wandel

Flucht und Neuanfang prägen vorrangig individuelle Lebensläufe von flüchtenden Menschen, vor allem jene der Betroffenen, aber auch die Biographien von Menschen, die im Aufnahmeland mit Geflüchteten konfrontiert werden. In vielen Interviews mit Akteur:innen der Zivilgesellschaft sind derartige Prägungen zu spüren. Viele Gesprächspartner:innen zeigen sich stolz auf das Erreichte in ihrem sozialen Umfeld, aber auch in Bezug auf den Lebensweg einzelner Geflüchteter, den sie begleiteten. Eine Jobcenter-Mitarbeiterin musste Tränen der Rührung zurückdrängen, als sie von der Schulabschlussfeier »ihrer« syrischen Mädchen berichtete, die nur drei Jahre nach der Ankunft in Deutschland ein sehr gutes Abitur abgelegt hatten. Etliche individuelle Mentoren-Beziehungen haben sich zu familiären Freundschaftsbeziehungen entwickelt und es ist eine Reziprozität der gegenseitigen Unterstützung eingetreten, etwa wenn der junge Mann, der als Geflüchteter kam, dem alternden Mentor bei der Gartenarbeit zur Hand geht. Mehrere unserer Gesprächspartner:innen reflektieren im Gespräch die kulturelle Bereicherung, die sie durch die Einblicke in die Lebenswelt der Geflüchteten erfahren haben. Durch die Erzählungen aus den jeweiligen Heimaten der Geflüchteten sind sie angeregt, sich mit unterschiedlichen Weltregionen zu beschäftigen, und sie sehen die dort stattfindenden Konflikte mit anderen Augen. Für den evangelischen Pastor Michael Hausmann*, der sich in Trabsen* für Geflüchtete engagiert (vgl. Kap. 9), war die Begegnung mit den Geflüchteten ein »Horizontenerweiterung«. Er kaufte sich einen Weltatlas, um gezielt Daten zu den Herkunftsländern der Geflüchteten nachschlagen zu können, weil

ich jetzt über alle möglichen Länder viel mehr wissen wollte, viel mehr kennenlernen wollte. Ich wäre nie auf die Idee gekommen, wenn Menschen aus solchen Ländern nicht hierhergekommen wären. [...] Deshalb sage ich ganz klar, Flüchtlinge, zu denen man Kontakt kriegt, denen bieten WIR Horizontenerweiterung, weil sie hier Neues kennenlernen, und wenn man richtig hinguckt und richtig zuhört und sie richtig erlebt, dann bieten sie uns in GLEICHER Weise Horizontenerweiterung.⁸

7 Interview mit Adila und Mohammed Aboud* (Pseudonyme) aus Syrien, Mai 2022.

8 Interview mit Michael Hausmann* (Pseudonym), Pfarrer und ehrenamtlich Engagierter in Trabsen* (Pseudonym), November 2019.

Neben den individuellen Transformationen kommt es an den Aufnahmeorten der Geflüchteten auch zu sozialräumlichen Veränderungen. Denn häufig passen die vorhandenen Strukturen der sozialen Integration nicht auf die Gruppe der Geflüchteten. Manchmal ist es aber auch so, dass sozialer oder institutioneller Wandel schon lange angezeigt gewesen wären und dass die Aufnahme der Geflüchteten nur der letzte Auslöser ist, um aktiv neue Wege zu beschreiten. Überträgt man die oben dargelegten individuellen Anpassungsprozesse auf den Sozialraum einer Aufnahmekommune und auf die dort verankerte Aufnahmegesellschaft, ergibt sich eine Spannweite von Reaktionen zwischen den Extrempunkten des unbedingten Festhaltens an Althergebrachtem und der konstruktiven Einlassung auf die Veränderung, verbunden mit der Offenheit, neue Wege zu beschreiten. Was in der Betrachtung individueller Transformationen individuelle Ressourcen sind, die die Bewegung in die eine oder in die andere Richtung sowie die persönliche Verarbeitung der erlebten Veränderung determinieren, so sind es in der Betrachtung von lokaler Rezeptivität verschiedene kollektive Haltungen zu Veränderung, die sich nicht nur aus dem lokal verankerten Sozialkapital und lokalen Akteurskonstellationen ergeben, sondern die auch eingebettet sind in die längerfristigen Entwicklungspfade einer Kommune oder Region.

11.2.1 Soziale Innovationen vor Ort und Solidarität Weltweit

Transformative Situationen können verschiedene Innovationen hervorbringen, die in einem statischen System wenig Aussicht auf Durchsetzung haben. Unter Innovationen sind nicht nur technische Neuerungen zu verstehen, sondern vor allem auch soziale. Soziale Innovationen sind häufig an Bevölkerungsveränderungen gebunden, da sich mit einer neuen gesellschaftlichen Anordnung auch neue Praktiken und Ideen nach vorne spielen können. Das ›International Handbook of Social Innovation‹ definiert soziale Innovation als

Neuerungen, die die sozialen Bedürfnisse einer Gemeinschaft befriedigen oder einen sozialen Mehrwert schaffen können, etwa indem sie neue Produkte, Dienstleistungen, Organisationsstrukturen oder Aktivitäten einführen, die sich als besser oder effektiver erweisen als die traditionellen Praktiken des öffentlichen Sektors, philanthropischer oder marktgestützter Ansätze (Moulaert et al. 2013: 1, aus dem Englischen übersetzt durch die Autorin).

Dabei liegt der Fokus des innovativen Tuns auf dem sozialen Aspekt; Zielsetzungen sozialer Innovationen können die Überwindung sozialer Ausgrenzung oder die Verbesserung individueller oder gesellschaftlicher Lebensbedingungen sein. Die Entwicklung sozialer Innovationen wird als kreativer *bottom-up* Prozess beschrieben, der partizipative Elemente enthält und möglichst breite Teile der lokalen Bevölkerung einbezieht ((Moulaert/MacCallum/Hillier 2013: 15ff.). Welche Bedeutung entfaltet soziale Innovation in dem hier betrachteten Kontext der lokalen Aufnahme von Geflüchteten?

Ich widme mich nochmals dem Klassenfoto, das meine Mutter im Jahr 1949 in einer ländlichen Volksschulklasse zeigt. Wir erinnern uns: Drei Viertel dieser Klasse bestand aus geflüchteten Kindern, und ebenso wie meine Mutter hatten viele von ihnen unter-

brochene Bildungsbiographien und mussten wieder Anschluss an ihre Alterskohorte finden. Zugleich gab es akuten Lehrermangel, da viele Lehrkräfte erst durch den Prozess der Entnazifizierung gehen mussten. Vielerorts wurden daher Neulehrer:innen beschäftigt, und auch viele Vertriebene fanden im Lehrberuf ihr Auskommen. Sicherlich mussten auch die Lehrpläne und Schulbücher »entnazifiziert« werden (vgl. Benz 2005, Kleinau 2015). Eine grundlegende Transformation des Bildungssystems war angebracht. Die vielen geflüchteten Kinder mit ihren teils anderen Lernerfahrungen und unterbrochenen Bildungsbiographien waren eine große, aber bei weitem nicht die einzige Herausforderung in diesem Bereich. Ich habe meiner Mutter einige Geschichten aus ihrer Schulzeit entlockt. Besonders entzückt hat mich (als Geographin) eine Geschichte aus dem Geographieunterricht, in dem länderkundliches Wissen über andere Kontinente vermittelt wurde. Das wurde nicht etwa als Frontalunterricht dargeboten, sondern die Kinder bekamen Arbeitsaufträge zu einzelnen Weltregionen, die sie relativ frei bearbeiten konnten und dann vor der Klasse präsentieren sollten. Meine Mutter hielt eine Präsentation über die Vereinigten Staaten von Amerika. Ein anderes Kind hatte die Gebirgsregion des Himalayas zu bearbeiten. Es sammelte Informationen zu Vegetation, Kulturen und Wirtschaftsweisen in der Himalaya-Region. Da der geologische Aufbau des Himalayas zentral zum Verständnis der Region ist, bastelte der kleine Junge mit Hilfe seines Vaters, eines Kriegsversehrten, der schwer behindert und nicht arbeitsfähig war, ein Profilmodell des Himalayas, in dem man alle geologischen Schichten und ihre Faltung deutlich erkennen konnte. Die Präsentation war ein voller Erfolg und das Kind hatte Anlass, stolz auf den Vater zu sein, für den es sonst häufig gehänselt wurde. Aus der heutigen Perspektive stellt diese Form des Unterrichts eine absolut zeitgemäße Form von Geographie-Didaktik dar. Aus der Not heraus geboren, hatten die Protagonist:innen ausreichend Freiräume, um mit den geringen vorhandenen Mitteln Schule neu zu denken. Der projektgebundene Unterricht verlagerte Handlungsmacht auf die Schüler:innen, die selbst Dinge ausprobieren konnten. Das Beispiel des kleinen Jungen, der in dem kriegsversehrten Vater, auf den sonst eher herablassend reagiert wurde, einen Wissensträger erkennt, der ihm zu einem schulischen Erfolg verhilft, kann als eine Form von Empowerment interpretiert werden. Die damit erlebte Selbstwirksamkeit kann sich über das schulische Ereignis hinaus als Lebensprinzip in den kleinen Jungen einprägen.

Wenn ich durch mein empirisches Material zur Aufnahme von Geflüchteten in den Jahren nach 2015 gehe, finde ich ebenfalls viele Beispiele von individuellem und kollektivem Empowerment und der Entwicklung sozialer Innovation. Dabei sticht vor allem die engagierte Zivilgesellschaft heraus, die in der Situation der Massenankunft mit ihrer Schwarmintelligenz nachhaltige Aufnahmestrukturen aus dem Boden stampft und damit alle unmittelbaren Bedürfnisse der Geflüchteten abdeckt, während staatliche Akteure sich selbst in bürokratischen Prozessen verstricken und der politische Diskurs bereits 2015 genau die Beharrungstendenz zeigt, die zehn Jahre später das »Bett, Brot und Seife«-Paradigma zur offiziellen Doktrin im Umgang mit abgelehnten Asylsuchenden ausruft (vgl. Glorius/Vey 2025, Tagesschau 08.09.2024, TAZ 07.10.2024). In meinen lokalen Fallbeispielen treten neben der kollektiven Kraft der zivilgesellschaftlich Engagierten immer wieder besondere Begabungen und Potenziale zutage. In einem ostdeutschen Fallbeispiel meldet sich 2015 ein Rentner bei der lokalen Integrationsbeauftragten, um seine Übersetzungsleistungen anzubieten. Der pensionierte Ingenieur hatte zu DDR-Zeiten

Bauvorhaben in Syrien betreut und dabei Arabisch gelernt. Das bringt er nun zum Einsatz – und die lokale Integrationsbeauftragte zum Staunen! In einem anderen lokalen Fallbeispiel taucht plötzlich ein syrischer Jugendlicher auf, der bei der Aufnahme ukrainischer Geflüchteter als Sprachmittler tätig werden möchte. Er ist in der Ukraine aufgewachsen und später mit der Familie nach Deutschland ausgewandert. Auch in diesem Fallbeispiel reiben sich die offiziellen Integrationsaktiven die Augen angesichts der ungeahnten Potenziale der Zivilgesellschaft, die auch etwas über die seit langem bestehenden transnationalen Verbindungen ihrer lokalen Gemeinschaft erzählen.

Gerade die migrantischen Communities vor Ort, mit und ohne Fluchtbiographie, bringen sich mit ihrem Wissen ein. Viele Syrer:innen und Afghan:innen schließen sich 2022 den Helferkreisen an, die die Aufnahme ukrainischer Geflüchteter organisieren, in dem Wissen, das sich durch eigenes Erleben am besten nachempfinden können, wie sich die neu Ankommenden fühlen und wie man am besten auf ihre Bedürfnisse eingehen kann. Auch migrantische Selbstorganisationen erfahren einen Entwicklungsschub. Während in Deutschland bereits in den 1980er und 1990er Jahren erste afghanische und syrische Diaspora-Organisationen aktiv wurden, die vor allem Entwicklungen in ihrem Herkunftsland aus der Ferne unterstützten, gab die Ankunft von Geflüchteten aus diesen Ländern einen erneuten Anstoß zum organisierten Engagement. Eine Studie des Sachverständigenrats für Integration und Migration zeigt das vielfältige Wirken syrischer und afghanischer Migrant:innen-Organisationen, das vom humanitären und politischen Engagement für das Herkunftsland über die Vernetzung der eigenen Community im Herkunftsland bis hin zu praktischer Hilfeleistung für die neu ankommenden Geflüchteten reicht. Es wird deutlich, dass Migrant:innen-Organisationen ein bedeutender Teil der Zivilgesellschaft sind und überdies eine wichtige Rolle »als Netzwerk- und Brückenbauerinnen zwischen Zielland, Herkunftsland und Herkunftsgemeinschaft« spielen (Popp/Friedrichs 2025: 6). Die in Textbox 11.3 porträtierte Organisation »Jugend spricht« ist eine dieser jungen Migrant:innen-Organisationen, die sich aus den Reihen der in den Jahren 2015/16 angekommenen Geflüchteten gründete. Deutlich wird der Wert von Selbsthilfe, die sich aus dem selbst Erlebten ableitet. Durch die Anleitung anderer Geflüchteter, Selbsthilfe zu leisten, bieten Organisationen wie »Jugend spricht« eine wichtige Form des gesellschaftlichen Empowerments. Dieses ist auch unabhängig von der Fluchthematik für lokale Gemeinschaften wichtig, um gesellschaftliche Teilhabe und sozialen Zusammenhalt gerade in Umbruchsituationen zu gewährleisten. Die konstruktive Wirkung »eingewanderten« kollektiven Sozialkapitals haben wir im Rahmen unserer Forschung im niedersächsischen Wendland gesehen, wo ein maßgeblicher Teil der zivilgesellschaftlich Aktiven, die sich für Geflüchtete engagieren, aus dem Kreis jener entspringt, die in den 1980er und 1990er Jahren gegen die Einrichtung eines Atommüll-Endlagers in Gorleben demonstrierten. Der grundsätzliche Wille, etwas für die gesamtgesellschaftliche Entwicklung zu leisten, aktivierte sie zum Wechsel des Engagementfeldes, wobei die bereits etablierten Netzwerke und eingeübten kollektiven Praktiken genauso effektiv für den Integrationsprozess der Geflüchteten in Stellung gebracht wurden, wie Jahrzehnte zuvor gegen die Atomkraft.

Textbox 11.3: Jugend spricht

›Jugend spricht‹ ist eine Initiative »von Geflüchteten für Geflüchtete«, wie einer der Gründer, Omar Rahimi*, im Interview erläutert. Gegründet wurde sie im Jahr 2019, aus dem Wunsch nach mehr Selbstwirksamkeit in der Steuerung des Integrationsprozesses, der für viele afghanische Jugendliche zu dieser Zeit vor allem aus Warten bestand. »Wir müssen immer warten. Auf ein Sprachkursangebote, für Integrationsthemen, für, keine Ahnung, lokale Angebote und so weiter. Immer hieß es, ich muss zu irgendeinem sozialen Helfer, und ich brauche für viele Themen Hilfe. Zum Beispiel habe ich einen Brief, den ich nicht verstehe. Ich weiß nicht, wie meine Abschlussanerkennung hier in Deutschland funktioniert, ich weiß nicht, wie ich einen Sprachkurs finde. Ich weiß nicht, wie amtliche Sachen hier funktionieren, Termine machen und so weiter. Dieses Alltagsleben, das waren große Herausforderungen.«

Zusammen mit zwei Freunden aus Afghanistan, die ebenso wie er gut gebildet sind und sich durch ihre Englischkenntnisse besser im deutschen Alltag behelfen können als der Durchschnitt der afghanischen Geflüchteten, überlegt Omar*, wie Informations- und Beratungsprozesse besser organisiert werden könnten. Die drei setzen bei ihren eigenen Erfahrungen an. Als Afghanen mit geringen Chancen auf einen Schutzstatus bekommen sie während des Asylverfahrens keinen Sprachkurs finanziert. Statt passiv zu warten, bis möglicherweise doch noch eine Genehmigung erteilt wird, suchen sie selbst nach Alternativen und werden schließlich in die studienvorbereitenden Deutschkurse der örtlichen Universität aufgenommen. Dort können sie unkompliziert und kostenlos Deutsch lernen. Omar* erinnert sich an seine anfängliche Isolation, als er in einem mecklenburgischen Dorf untergebracht war und keinerlei Kontakte mit der deutschsprachigen Bevölkerung hatte. Das Zurückgeworfen Sein auf die eigene prekäre Lebenslage verstärkt psychische Probleme, die die Geflüchteten aus Kriegsgebieten ohnehin im Gepäck haben. Selbstwirksamkeit zu spüren war für ihn selbst ein wichtiges Element des Ankommens in Deutschland, und diese Erfahrung motivierte ihn zum Engagement für ›Jugend spricht‹. Zusammen mit seinen Freunden belegt er Kurse bei sozialen Trägern, um zu lernen, wie man kollektive Lernprozesse und Austauschformate wie etwa einen Workshop oder einen Studientag organisiert. Sie starten mit einem ersten Workshop für Geflüchtete, zu dem 15 Personen kommen, um ihre Bedarfe abzufragen. Das zweite Treffen ist dann sehr viel größer und zieht vor allem Teilnehmer:innen aus den persischsprachigen Communities. Sie gründen eine WhatsApp-Gruppe zum Informationsaustausch, in der bald 100 Personen eingetragen sind, und etablieren monatliche Treffen in den Räumlichkeiten eines sozialen Trägers. Sie gehen bei diesen Aktivitäten sehr strukturiert vor, »sehr Deutsch«, wie Omar* lachend anmerkt: »Weil, die Idee war, wir müssen uns orientieren an richtiger Projektarbeit. Nicht nur einfach so Austausch, sitzen, sondern mit Struktur arbeiten. Verstehen, wie ein Projekttag funktioniert. Das war so unser Ziel.« Von Anfang an werden die Teilnehmenden verpflichtet, Deutsch zu sprechen: »Wir haben von Anfang an auf Deutsch fokussiert. Egal, wie gut oder schlecht wir sprechen. Ihr könnt das hier an unseren Pinnwänden sehen. Das ist alles auf Deutsch.«

Bald ist die Kerngruppe auf 40 Personen angewachsen. Sie gründen sich als Initiative, geben sich einen Namen und legen ihren Schwerpunkt auf Bildungsfragen. Jedes Mitglied bringt sich mit eigenen Erfahrungen ein, zusätzlich leisten sie aufwändige Recherchearbeit in Vorbereitung der monatlichen Workshops. »Wir haben den Fokus auf Bildungswege gelegt, Sprachkurs, Ausbildung, Uni. Wir hatten jemand, der Student war. Der wusste, wie man sich als Flüchtling für ein Studium bewerben kann. Ob er BAföG bekommt? Wie das ganze System funktioniert. Wie er Platz in einem Sprachkurs bekommt. Wir haben sofort Kooperationsarbeit mit der Uni angefangen und auch mit der Kirche. Leute, die Abitur oder einen Schulabschluss hatten, haben wir zur Uni geschickt. Leute, die keinen hatten, haben wir zur Kirche geschickt.«

Jeden Monat gibt es einen Workshop zu einem Schwerpunktthema. Sie spezialisieren sich darauf, »Shortcuts« für spezifische Probleme zu finden und die Menschen daran zu gewöhnen, ihre Angelegenheiten selbst in die Hand zu nehmen und sich nicht ausschließlich auf das Behördenhandeln zu verlassen. Viele ihrer Teilnehmenden haben auf diese Weise eine schnelle Beschäftigung gefunden, beispielsweise als Sprachmittler:in im Umfeld ihrer ursprünglichen Profession. Zentrales Motiv für Omar* ist es, dem passiven Warten zu entkommen: »Das ist die, auf Englisch »Shortcut«, Möglichkeiten, wenn das eine nicht funktioniert, wie kann man es dann anders machen?«

Neben der Hilfe zur Selbsthilfe bei Alltagsproblemen ist die interkulturell vergleichende Arbeit ein wichtiger Schwerpunkt. Die Teilnehmer:innen sollen dadurch befähigt werden, sich besser mit stereotypen Vorstellungen ihnen gegenüber auseinanderzusetzen. Dazu laden sie deutsche Freunde zu den Workshops ein, um von ihnen klassische Stereotype über »Araber« oder »Afghanen« zu erfahren. Andere Workshops setzen sich mit der deutschen Geschichte auseinander und klären die Teilnehmer:innen über sensible Themen wie den Nationalsozialismus oder Antisemitismus auf. »Viele kannten zum Beispiel diese Nazi-Zeichen nicht. Und manche hatten auch falsche Informationen. Die hatten immer gedacht, Hitler war ein Held.« Zu einem festen Bestandteil ihrer interkulturellen Bildungsarbeit gehören auch Workshops in Schulen zum Thema Flucht und Migration, um den deutschen Schüler:innen die Möglichkeit zu geben, über diese Themen aus erster Hand zu erfahren und auf diese Weise eigene Stereotype und Vorurteile zu reflektieren.⁹

Kollektives Sozialkapital ist also als räumlich gebundene Ressource zu verstehen, die sich flexibel auf wechselnde gesellschaftliche Herausforderungen einstellen kann. Sie ist zugleich lokal verankert und transnational vernetzt, wie die vielen Beispiele von Migrant:innen-Organisationen zeigen, und können damit über ihre lokale Wirksamkeit hinaus auch ein wichtiges Instrument darstellen, um Solidarität in der Weltgesellschaft auszuüben. Dieser multiple Anspruch zeichnet beispielsweise die Migrant:innen-Organisation SyGAAD aus, eine im Jahr 2020 gegründete Gesellschaft syrischer Akademiker:innen im medizinischen Bereich in Deutschland. Ihre Ziele sind unter anderem die Unterstützung ihrer Mitglieder beim Berufseinstieg in Deutschland sowie die Förderung

9 Aus einem Gespräch mit Omar Rahimi* (Pseudonym) aus Afghanistan, Juni 2022.

der Zusammenarbeit zwischen deutschen und arabischsprachigen medizinischen Vereinigungen, aber eben auch das Engagement für ihr Herkunftsland (SyGAAD 2025). Der Wert transnationaler Verankerung von Diaspora-Organisationen wie der SyGAAD zeigte sich bei dem verheerenden Erdbeben im Südosten der Türkei und im Norden Syriens am 6. Februar 2023, bei dem der Verband Deutsch-Syrischer Hilfsvereine e.V. mit seinen 33 Unterorganisationen innerhalb von 24 Stunden effektive Hilfen auf die Beine stellte und von Deutschland aus Spenden akquirierte und vor Ort verteilte (vgl. DEMAC 2023: 23). Direkt nach dem Fall des Assad-Regimes meldeten sich hunderte syrische Ärzte beim Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung, um den Aufbau von Klinikpartnerschaften mit Syrien aktiv zu unterstützen (BMZ 2025). Diese Reaktion stellt gleichsam einen Kontrapunkt zu der unmittelbar anhebenden bundespolitischen Debatte um eine ›Rückführung‹ syrischer Geflüchteter nach Ende des Assad-Regimes dar, und sie zeigt, dass es zwischen den politischen Entweder-Oder-Ansätzen von Bleiben und Zurückkehren erhebliche Spielräume gibt, innerhalb derer sich wertvolle Potenziale entfalten können.

In Bezug auf Migrant:innen-Organisationen erkenne ich in meinem empirischen Material eine ostdeutsche Besonderheit. Da die meisten dieser Organisationen aus einer relativ kleinen migrantischen Community heraus entstehen, sind sie in Ostdeutschland quantitativ weniger stark präsent als im Westen der Bundesrepublik, und viele von ihnen haben auch eine wesentlich jüngere Geschichte. Doch aus dieser unterschiedlichen Position ziehen die befragten Akteur:innen viel Positives: anstatt wie häufig im Westen herkunftsspezifische Diasporavereine gebe es im Osten vorrangig Migrant:innen-Organisationen, in denen sich Menschen aus verschiedensten Weltregionen vereinen. Yuko Omaha* vom Landesnetzwerk Migrantenorganisationen Sachsen-Anhalt (LAMSAs) sieht darin »eine riesengroße Chance«:

Also die Verbände sind an sich sehr divers. Das sind ja nicht nur kulturelle Communities, sondern in Ostdeutschland sind ja jüdische ... quasi von russischstämmigen Migranten gegründet worden wieder oder muslimische Gemeinde sind von Migranten gegründet. Also die sind nicht nur religiöse Gemeinden, sondern Migrantenorganisationen und das sind ganz unterschiedliche Situationen, so dass im Verband, im Dachverband durchaus Juden und Muslime und Christen und Buddhisten zusammensitzen und über die Migrationsthematik miteinander diskutieren und streiten können. Das ist eine riesengroße Chance, was wir in Westdeutschland nicht haben.¹⁰

Durch die religiöse und herkunftsbezogene Vielfalt in den Migrant:innen-Organisationen sind ihre Mitglieder auch direkt mit den Vorstellungen und Einstellungen der ›Anderen‹ konfrontiert. Durch die Fokussierung auf gemeinsame Ziele führe diese Auseinandersetzung aber nicht zum Dissens, sondern werde auf deliberative Art und Weise bearbeitet. Damit, so Yuko Omaha*, habe die ›ostmigrantische‹ community einen Vorsprung vor der Gesamtgesellschaft, was den konstruktiven Umgang mit Diversität anbelangt.

10 Interview mit Yuko Omaha* (Pseudonym), LAMSA e.V., September 2021.

Also ich sage immer wieder mal, also wenn eine Japanerin eine Burkina-Fasoda trifft und spricht über die Demokratie, und dann sprechen wir wirklich ganz unterschiedliche Dinge zusammen, und das versuchen wir irgendwie zu kommunizieren, [uns] zu verständigen, was ist denn da dieser Minimalkonsens? Und wie geht man mit dieser Diversität um? Und das funktioniert wunderlicherweise bis jetzt sehr gut und wir sind also tatsächlich sehr erfolgreich bis jetzt gefahren, so dass wir auch mit Konflikten und Spannungen umgehen können und miteinander Lösungen gefunden haben. Und das ist eine sehr wertvolle Erfahrung, wie man mit unterschiedlichen Lebenseinstellungen umgeht. Und wenn Deutschland oder Europa diversifizieren möchte, tolerant und weltoffen als Zielstellung hochhängen, das ist eine Realität bei uns in unserem Verband, und das leben wir schon vor. Was bei uns passiert, ist die Fragestellung von morgen in der Gesamtgesellschaft. (Ebd.)

11.2.2 Ostmigrantische Perspektiven auf sozialen Wandel

Eine im Osten verfasste Publikation über die Folgen von Flucht und Geflüchtetenaufnahme kommt ohne eine spezifische Ostperspektive nicht aus. Ich präsentiere diese Perspektive aus meiner eigenen Positionalität als einer in Ostdeutschland situierten Wissenschaftlerin mit westdeutschem ›Migrationshintergrund‹, was mir sowohl hinsichtlich der ostdeutschen als auch der westdeutschen Befindlichkeiten eine zumindest in Teilen außenstehende Beobachterrolle ermöglicht. Von diesem Standort aus sehe ich den inner-ostdeutschen Diskurs zwischen zwei Extremen: zum einen die Klage um die mangelnde Berücksichtigung der ostdeutschen Perspektiven, zum anderen und gleichzeitig die Kritik an der westdeutschen Fixierung auf ostdeutsche ›Problemzonen‹. Diese problemzentrierte Fokussierung (überwiegend orchestriert durch westdeutsche Akteur:innen), so das Argument, konstruiert den Osten vor der Referenzfolie des Westens, womit der Westen als ›Normalzustand‹ und der Osten als die Abweichung davon erscheint.¹¹ Die Journalistin Jana Hensel und die westdeutsche Migrationswissenschaftlerin Naika Foroutan haben in einem Debattenband nach Analogien zwischen Migrationsbiographien und ostdeutschen Biographien gesucht – und diese gefunden (Foroutan/Hensel 2020).¹² Ihre vergleichend reflektierende Perspektive zeigt, dass die Etablierten-Außenseiter-Anordnung und der Mechanismus des *othering* zumindest in der gesamtdeutschen Diskurslandschaft in Bezug auf die Platzierung der Ostdeutschen ähnliche Wirkungsmacht entfaltet, wie im Kontext internationaler Zuwanderung (vgl. auch Foroutan et al. 2019).

Dies vorausgeschickt, konzentriere ich mich auf eine Standortbestimmung aus dem ostdeutschen Inneren, mit meiner zugleich integrierten ›anderen‹ Perspektive der zu-

11 Mit der Argumentation, dass der Osten eine westdeutsche Erfindung sei, hat der in Leipzig lehrende Germanist Dirk Oschmann (2023) große Aufmerksamkeit erzielt und auch viel Protest aus der ostdeutschen intellektuellen Community geerntet (vgl. ARD 2023, Deutschlandfunk Kultur 2024, Die Thüringer News 2024). Der ostdeutsche Historiker Ilko-Sascha Kowalczyk (2024a) bietet eine Gegenposition aus zeithistorischer Perspektive, der ostdeutsche Soziologe Steffen Mau (2024) differenziert anhand soziologischer Befunde.

12 Eine ähnliche Richtung schlagen die beiden Berliner Soziologen Daniel Kubiak und Özgür Özvatani in ihrem Podcast ›B.O.M – Berlin Ostmigrantisch‹ ein und bringen dabei eine Vielzahl spannender Persönlichkeiten mit ›ostmigrantischem‹ Hintergrund zum Sprechen und Reflektieren.

gereisten Westdeutschen. Bei der vergleichenden empirischen Betrachtung west- und ostdeutscher Fallbeispiele stellt sich der kollektive Umgang mit Geflüchteten, Integration und Diversität in Ostdeutschland schwieriger, umkämpfter und auch gewaltvoller dar als im Westen. Angriffe auf Geflüchtetenunterkünfte und auf progressive Politiker:innen sind im Osten stark präsent, ebenso wie offener Rassismus und Rechtsradikalismus. Aggressive Formen der Meinungsäußerung zeigten sich 2014 massenhaft auf den PEGIDA-Demonstrationen in Dresden und anderswo. In den Corona-Jahren wurden die »Fackelmärsche« in Ostdeutschland »erfunden« (Tagesschau 04.12.2021). In Ostsachsen demonstrieren an der Bundesstraße B96 zwischen Bautzen und Zittau seit Jahren Menschen für verschiedenste extremistische Positionen (Huld 2020, Winterbauer 2024). Viele dieser destruktiven Bündnisse entwickeln sich in den Weiten des digitalen Raums. Die rechtsextremistische Partei AfD hat bereits frühzeitig das Wählerpotenzial in Ostdeutschland erkannt, und ebenso die Möglichkeiten sozialer Medien, um sich Reichweite zu verschaffen. Sie ist vielleicht die einzige Partei in der bundesdeutschen Parteienlandschaft, die sich gezielt an Ostdeutsche richtet,¹³ leider in einer destruktiven Art und Weise, und leider mit großem Erfolg. Ihre Anhänger:innen wählen die AfD nicht nur aufgrund der migrations- und diversitätsfeindlichen Positionen, aber sie befürworten sie im hohen Maße. Und so zeigt sich zumindest in den Jahren bis 2025 der Anteil an AfD Wählerstimmen als zuverlässiger Gradmesser für die Diversitäts-Ablehnung der Gesellschaft. Dort, wo die AfD ihre größten Erfolge feiert, ist die Ablehnung von »Migration« besonders stark, die Integration von Geflüchteten besonders schwierig, und die Nachhaltigkeit der Integrationsbemühungen quantitativ gesehen besonders gering. Denn dass sowohl Geflüchtete als auch eingewanderte internationale Fachkräfte überdurchschnittlich häufig aus Ostdeutschland in andere Regionen Deutschlands wegziehen, ist inzwischen mehr als nur anekdotisch evident, und die Zusammenhänge zwischen politischem Klima und Bleibeverhalten sind auch in der international vergleichenden Forschung hinreichend belegt (vgl. Buch/Rossen 2025, Zajak et al. 2024). Was ich mir allerdings mit Blick in mein Datenmaterial und in die wöchentlichen Wahlprognosen der Forschungsgruppe Wahlen zu sagen traue: der Westen holt auf! Bereits bei der Bundestagswahl 2025 lagen die Stimmenanteile für die AfD mancherorts im Westen ähnlich hoch wie im Osten, und die Tendenzen in Westdeutschland sind insgesamt steigend. Meine Forschungsdaten zeigen Rassismus und hohe Anpassungserwartung auch in diversitätserprobten westdeutschen Kommunen, wenn auch oft subtiler zur Schau gestellt und eloquent formuliert. Die vielen Erfolgsgeschichten von Einwander:innen der 1960er und 1970er Jahren werden in Westdeutschland genauso ignoriert wie in Ostdeutschland, obgleich diese im Westen im viel größeren Ausmaß dauerhaft sesshaft wurden und damit seit Jahrzehnten Teil der Gesellschaft sind. Doch allzu oft werden sie aus der lokalen Identität, der kollektiven Erinnerung, ausgeklammert, wie ich in Kapitel 7 anhand des Salzgitterer »Turm der Arbeit« gezeigt habe. Der zweifellos vorhandene Erfahrungsvorsprung westdeutscher Kommunen mit dem Management einer migrationsgeprägten

13 Für das BSW ist es noch zu früh, diesbezüglich eine definitive Aussage zu treffen, aber vieles deutet darauf hin, dass auch diese Partei besonders unter ostdeutschen Wähler:innen erfolgreich sein wird.

Gesellschaft wird im gesamtdeutschen Diskurs allenfalls dazu genutzt, um daraus die ›Unreife‹ der ostdeutschen ›postmigrantischen‹ Gesellschaft abzuleiten.

Ich teile das von vielen ostdeutschen Integrationsakteur:innen vorgebrachte Argument, der Osten habe seit 2015 eine nachholende Entwicklung in Sachen Integrationsinfrastruktur genommen, habe gleichsam bei null angefangen, wie es die sächsische Staatsministerin für Soziales und vormals Staatsministerin für Integration Petra Köpping vor einigen Jahren auf einer Podiumsdiskussion zum Ausdruck brachte. Von diesem Standort aus in den Westen geblickt stellt sich mir allerdings die Frage: warum hat der Westen so wenig aus seinem reklamierten Vorsprung gemacht, als die Herausforderung der Geflüchtetenaufnahme vor zehn Jahren manifest wurde? Wo waren in den Jahren 2015/16 die *good-* und *best-practice* Ansätze westdeutscher Städte, Gemeinden und Landkreise, die man den nicht so integrationserprobten Kommunen im Osten hätte anbieten können?

Stattdessen vereint sich das Land in einer kollektiven Klage über die Überforderung und Überlastung durch die Aufnahme der Geflüchteten und die Anrufung der Bundesebene, das Asylrecht zu ändern, damit der Zuzug aufhöre, denn man sei an den Grenzen seiner Aufnahmefähigkeit angelangt. Gleichsam kontraintuitiv deuten verschiedene Umfragen unter kommunalen Akteur:innen darauf hin, dass diese Problemwahrnehmung in ostdeutschen Kommunen deutlich schwächer ausgeprägt ist als in westdeutschen Kommunen. In einer 2025 durchgeführten Befragung von Gemeinderät:innen nach den drängendsten Herausforderungen in ihrer Kommune für die kommenden Jahre bezeichneten lediglich 44 % der ostdeutschen Kommunen die Aufnahme von Geflüchteten als drängende Herausforderung, gegenüber 57 % bei den westdeutschen Kommunen, und auch die Wohnungsknappheit wurde seltener problematisiert (37 vs. 59 %). Stärker als im Westen wahrgenommene Herausforderungen waren hingegen ›fehlende Haushaltsmittel‹ (94 vs. 88 %) sowie ›Wirtschaftskraft‹ (86 vs. 78 %) und ›Strukturwandel/Abwanderung‹ (47 vs. 36 %). Unter allen Befragten in Ost und West rangierten fehlende Finanzmittel (90 %), die Erhaltung der Wirtschaftskraft (80 %), die Umsetzung von Maßnahmen der Energiewende (79 %) und der Modernisierungstau (77 %) an der Spitze der als drängend wahrgenommenen Herausforderungen (Forsa 2025: 21). Einer der von uns interviewten ostdeutschen Integrationsakteure reflektiert mit einer gewissen Ernüchterung seine Erfahrungen auf dem ersten gesamtdeutschen Netzwerktreffen zum Integrationsmanagement und kommt zu dem Resümee, dass der Osten zwar bei null angefangen, dann aber schneller gelernt habe, während westdeutsche Kommunen zum Teil in einem überkommenen Verständnis von Integration und Integrationsmanagement hängen geblieben seien:

Also der Osten konnte, musste schneller lernen. Das ist jetzt meine Wahrnehmung hier. Und wir waren halt gezwungen, relativ schnell halt etwas zu tun. Wir konnten halt auch Sachen- Also ich habe ja paar Integrationskonzepte aus Hamburg, aus Kassel, aus verschiedenen Städten halt gute Konzepte zusammengesucht, war aber erschrocken, wie ›altet doch die Denkweise teilweise trotzdem ist.¹⁴

14 Interview mit Johannes Schuhmacher* (Pseudonym), Integrationsbüro Marstadt* (Pseudonym), September 2021.

Jenseits der Debatte um Aufnahmekapazitäten und der Frage, was die Aufnahme von Geflüchteten eigentlich neben Wohnraum alles beinhalten, sehe ich aus meiner Perspektive auf den Osten vor allem einen markanten Ost-West-Unterschied, und zwar in den historisch begründeten unterschiedlichen lokalen Rahmenbedingungen der Geflüchtetenaufnahme. Diese Rahmenbedingungen sind determiniert durch die politische Wende mit ihrer gewaltigen gesellschaftlichen Transformation, die in den 1990er Jahren die gesamte ostdeutsche Gesellschaft erfasst hat, während sich für die westdeutsche Gesellschaft der neue Teil der Bundesrepublik lediglich durch einen kleinen Abzug auf dem Kontoauszug (wobei der Solidaritätszuschlag von allen Arbeitnehmer:innen in Deutschland geleistet wurde, im Osten wie im Westen) und die Reiseerleichterungen auf der Transitstrecke nach Berlin im Vergleich zu den akribischen Kontrollen zu DDR-Zeiten bemerkbar machte.¹⁵ In unseren Interviews mit lokalen Akteur:innen in Ostdeutschland ist dieser Teil der ostdeutschen Geschichte ein absolut wesentlicher Teil der gesellschaftlichen Erfahrung. Es ist die Rahmenhandlung der Erzählung zur Aufnahme der Geflüchteten und zu den Spezifika des Umgangs mit ihnen und mit der Aufnahmegesellschaft. Überwiegend schlägt das Argument eine Richtung ein, die das Erleben und Erleiden der großen Transformation nach 1989 als Begründung für die kollektive Veränderungsmüdigkeit formuliert. Die Ostdeutschen hätten so viel mitgemacht in den 1990er Jahren, sie hätten so viel gekämpft, so viele Verlust- und Herabwürdigungserfahrungen gemacht, und gerade, als sie sich einigermaßen stabilisiert hatten, kamen 2015 die Geflüchteten mit ihren impliziten Ansprüchen an die kollektive Aufmerksamkeit und Fürsorge. Das ist die eine Ableitung aus der Transformationserfahrung. Die andere Ableitung weist in die entgegengesetzte Richtung. Hier betonten die Gesprächspartner:innen die Resilienz, die sich durch die Transformationserfahrung eingestellt hat, im Sinne von »Der Osten kann Veränderung.« Hier hätten Menschen nicht nur mit ihrem Mut und ihrer inneren Integrität ein politisches Regime zum Einsturz gebracht, sondern hätten auch energisch und risikofreudig Neues gewagt und sich selbst neu erfunden. In der Gesamtschau lässt sich sicher sagen, dass beide Positionen empirisch relevant und auf lokaler und Akteursebene sichtbar sind, dass sie also gleichzeitig und parallel zueinander existieren. Was die ostdeutsche engagierte Zivilgesellschaft anbelangt, so finden sich dort überproportional viele der widerständigen, mutigen und reformoffenen Persönlichkeiten, die für die friedliche Revolution in der DDR die treibende Kraft waren. Sie sind zwar gealtert, aber weiterhin widerständig, auch gegenüber der passiven und aktiven Gewalt aus der »Mitte der Gesellschaft«, die häufig als »stille Mitte« bezeichnet wird (vgl. 11.3.5). Angehörige der »stillen Mitte« sind diejenigen, die sich einem Regime beugen, auch wenn sie es ablehnen, die mitlaufen und damit ihren Teil zur Aufrechterhaltung des Systems beitragen, und die ihre Unzufriedenheit nie in konstruktive Aktivitäten überführen, sondern sie allenfalls in Form übellautiger Kommentare an die digitalen Stammtische und

15 Tatsächlich finde ich es im Gespräch mit in Westdeutschland lebenden Westdeutschen immer wieder faszinierend, dass die überwiegende Mehrheit außer nach Berlin und Dresden noch nie einen Fuß in den Osten gesetzt hat und über die vielen unterschiedlichen Regionen keinerlei eigenes Wissen besitzt. Vielleicht ist das auch ein Grund für die pauschale Übernahme von medial transportierten Stereotypen über diese östliche »terra incognita« (vgl. RND 07.11.2019).

in regelmäßigen Abständen an die Wahlurnen tragen. Diese »stille Mitte« gibt es genauso im Westen, und mir scheint, sie wird auch dort zu einer immer stärkeren passiv-destruktiven Kraft.

Die aktive Zivilgesellschaft in Ostdeutschland ist möglicherweise aus gesamtdeutscher Sicht weniger sichtbar, weil sie nicht in der westdeutschen Art und Weise institutionalisiert ist – durch Partei- und Gewerkschaftszugehörigkeit oder Kirchenmitgliedschaft.¹⁶ Wenn man aber in das kleinteilige Gemeindemosaik Ostdeutschlands eintaucht, findet man sie überall, oft in Initiativen, die Demokratiearbeit in Form von Kultur- und Bildungsarbeit leisten und sich seit 2015 zusätzlich das Engagement für Geflüchtete zur Aufgabe gemacht haben. Es sind häufig Graswurzel-Organisationen, und sie prägen damit auch eine andere Form der *governance*: mehr *bottom-up* im Vergleich zu *top-down*. Mir fällt auf, dass die ostdeutsche Akteurslandschaft in den vergangenen Jahren deutlich migrantischer geworden ist: egal ob an den Spitzen von zivilgesellschaftlichen Organisationen oder an den so wichtigen Positionen der beratenden sozialen Arbeit, überall finden wir im Osten überdurchschnittlich viele Engagierte mit eigener Migrationsgeschichte. Sicherlich gibt es diese auch im Westen, aber angesichts der insgesamt geringeren Migrationsanteile im Osten sind sie dort bemerkenswerter und möglicherweise besonders wirkungsvoll.

Eine weitere Beobachtung, die ich gerade in den vergangenen zwei Jahren und gerade in Ostdeutschland machen konnte, ist die Vehemenz, mit der kommunale und Arbeitsmarktakteur:innen Migrationsthemen vor dem Hintergrund des demographischen Wandels diskutieren. Bedingt durch seine Abwanderungsgeschichte aus den 1990er Jahren altert der Osten schneller. Die Frage von Migration zur Fachkräftesicherung stellt sich hier mit größerer Dringlichkeit als in westdeutschen Ballungszentren, wie das plakativ ein Verwaltungsmitarbeiter aus Marstadt* in Sachsen-Anhalt auf den Punkt bringt: »Die Stadt hat nicht das Problem, dass wir überaltert sind, dass wir Migranten haben, weil das ist marginal. Die Stadt hat das Problem, dass wir in den nächsten 20 Jahren 15.000 Arbeitnehmer verlieren!«¹⁷

Überall in Ostdeutschland werden dabei neue Ansätze erprobt und neue Allianzen geschmiedet. Ein Beispiel ist die neu entstehende Medizinische Universität Lausitz ›Carl Thiem« in Cottbus, die ein extrem inklusionsorientiertes Modell der Mitarbeitergewinnung für ihre internationalen Fachkräfte entwickelt hat, wohl wissend, dass nicht nur das Werben für das Kommen von Bedeutung ist, sondern auch für das Bleiben. Für die angehenden Gesundheits- und Krankenpfleger:innen aus Vietnam und Brasilien werden eigens Fachdeutschlehrer:innen engagiert, die die medizinische Fachterminologie mit unterrichten können. Für die Unterbringung kooperiert man mit benachbarten Gemeinden, um deren Wohnungsbestand zu nutzen. Die Klinik hat ein Auge auf die öffentliche

16 So leben in Ostdeutschland 17 % aller Wahlberechtigten, aber nur 9 % der Parteimitglieder (Zeit Online 01.09.2024); Gewerkschaftsmitglied sind rund 20 % der westdeutschen Arbeitnehmer:innen, aber nur rund 13 % der ostdeutschen Arbeitnehmer:innen (Welt.de 20.11.2018). Nur ein Fünftel der Ostdeutschen ist Mitglied einer christlichen Kirche, gegenüber drei Fünfteln der Westdeutschen (bpb 10.08.2020).

17 Interview mit Johannes Schuhmacher* (Pseudonym), Integrationsbüro Marstadt* (Pseudonym) in Sachsen-Anhalt, September 2021.

Nahverkehrsanbindung, damit die Auszubildenden auch zur Arbeit kommen können. Auch für das soziale Leben und Freizeitbeschäftigungen wurde gesorgt und Kontakte zu Sport- und Kulturvereinen vor Ort geknüpft, in denen sich die Auszubildenden betätigen können.

In der Lausitz, die sich durch den Aufbau als Energieregion zu DDR-Zeiten, die Abwicklung vieler Industrien nach der Wende und den baldigen Ausstieg aus dem Braunkohleabbau seit Jahrzehnten in einem Transformationsprozess befindet, probieren verschiedenste Akteure Neues aus. Der Ableger eines australischen Batterie-Produzenten beispielsweise besteht darauf, dass neue Fachkräfte des Englischen mächtig sind. Denn im Betrieb ist Englisch die Hauptkommunikationssprache. Während das die Einstiegschürden für internationale Fachkräfte reduziert, ist es für deutsche Fachkräfte eine Herausforderung, der sie sich stellen müssen. Doch der ländlich periphere Standort muss Arbeitskräften mehr bieten als nur Arbeit, damit sie sich ansiedeln. Zusammen mit anderen Akteur:innen aus der Region setzt sich das Unternehmen für eine Verbesserung des öffentlichen Nahverkehrs und für das kulturelle Leben in der Region ein. Die Bürgermeisterin im nahen Spremberg ist diesbezüglich extrem aufgeschlossen, denn auch sie betrachtet mit Sorge die demographische Entwicklung in Verbindung mit dem anstehenden Strukturwandel. Spremberg muss ein attraktiver Wohnstandort bleiben, mit kulturellen und Freizeitangeboten und mit einer offenen Bevölkerung, damit sich neue Menschen ansiedeln. »Diese Stadt will wachsen, sie will sich entwickeln«, sagt sie in einem Dokumentarfilm über die Transformation der Lausitz, »und dazu braucht sie Menschen. Aus nah und aus fern.« (Holl/Pehnert 2020) Auch zu DDR-Zeiten habe man es geschafft, Menschen aus verschiedensten Teilen des Landes so zu integrieren, dass sie Spremberger:innen geworden sind. Das sollte auch mit internationalen Migrant:innen und Geflüchteten klappen. Allein 1.500 Geflüchtete aus der Ukraine leben in der Stadt. All diese Protagonist:innen (wobei Frauen ganz klar überwiegen) zeigen nicht nur Resilienz, sondern auch Veränderungsbereitschaft, und haben dabei gesamtgesellschaftliche Perspektiven im Blick. Im gesamtdeutschen Diskurs werden sie häufig unsichtbar, wenn über ›den Osten‹ gesprochen wird, und deshalb möchte ich sie von meiner Schreibposition aus der Mitte des Ostens heraus hier noch einmal dezidiert hervorheben.

11.2.3 Migration als soziale Transformation

Wenn wir zum Ende eines Feldforschungsaufenthaltes ein Resümee für einen Fallstudienort ziehen, so enthält dieses meist viel Ambivalenz: ganz häufig stellt sich nach der ersten Interviewrunde mit hauptamtlichen Akteur:innen der Integrationsarbeit ein sehr positives Bild der Integrationslandschaft ein, das sich aber nach Gesprächen mit der engagierten Zivilgesellschaft und den Geflüchteten deutlich eintrübt. Auch diese Ambivalenz erscheint in den ostdeutschen Fallstudienorten stärker, was ich gern im Folgenden an einem unserer aktuellen und langjährigen Fallstudienorte Dessau-Roßlau aufzeigen möchte. Die Ambivalenz zeigt sich bereits bei der Betrachtung der direkten Integrationsinfrastrukturen: da sind zum einen ausgesprochen progressive Akteur:innen am Werk, etwa in Form der dezentralen Unterbringung von Geflüchteten in dem reichlich vorhan-

denen (und vielfach leer stehenden) kommunalen Wohnungsbestand,¹⁸ und durch ein auf Geflüchtete spezialisiertes Job-Center-Team, das sich auch für weniger prominente Zielgruppen wie beispielsweise geflüchtete Frauen stark macht und dafür explizit seitens der von uns interviewten Geflüchteten gelobt wird.

Andererseits wird Dessau-Roßlau von allen Akteur:innen (und mit Blick in die Statistiken zu Recht) als ein »Transitort« bezeichnet, aus dem viele (nicht nur Geflüchtete) nach kurzer Aufenthaltszeit weiterziehen. In Bezug auf das Weiterziehen der Geflüchteten nutzt eine Gesprächspartnerin das Bild des Durchlauferhitzers und problematisiert die Situation, dass die Stadt mit ihren Integrationsinfrastrukturen in die Migrant:innen investiere, aber von den positiven Effekten gelungener Integration nicht mehr profitieren könne, da diese andernorts in Wert gesetzt würden. Das Weiterziehen, und auch die Durchlauferhitzer-Situation, ist ein grundsätzliches demographisches Phänomen in Dessau-Roßlau, denn es betrifft vor allem junge Menschen, die andernorts nach reichhaltigeren Bildungs- und Erlebnisangeboten suchen und deshalb wegziehen. Auch viele der jungen Geflüchteten berichten von derartigen Plänen und begründen sie entsprechend, während gerade Familien mit Kindern sehr gern Dessau-Roßlau als dauerhaften Wohnort annehmen, insofern sie Arbeit finden. Angesichts der ungünstigen demographischen Struktur Dessau-Roßlaus dürfte jede dieser Familien hochwillkommen sein.¹⁹ In der Tat gehört die Öffnung gegenüber Vielfalt zu den Strategien der Stadt, mit dem demographischen Wandel umzugehen, wie der städtischen Internetpräsenz zu entnehmen ist:

Wie viele Kommunen in Deutschland steht Dessau-Roßlau vor der Herausforderung, den demographischen Wandel zu meistern und das Zusammenleben einer immer vielfältigeren Stadtbevölkerung zu verbessern. Im Rahmen einer Kooperation zwischen der Hochschule Anhalt, dem Umweltbundesamt und der Stadtverwaltung sollen mit einer weltoffenen und vielfaltssensiblen Haltung die Bleibe- und Zuzugsperspektiven der Bürger*innen befördert und die eigene Attraktivität als Arbeitgeber gesteigert werden. (Stadt Dessau-Roßlau 2022)

Zum Verständnis der Ambivalenzen Dessau-Roßlaus ist ein Blick in den (migrations)historischen Kontext unerlässlich, und durchaus schmerzvoll. Denn zuvorderst ist der mangelnde Schutz von Menschen mit Migrationsgeschichte anzubringen. Innerhalb weniger Jahre wurden in der Stadt mehrere Menschen mit Migrationsgeschichte brutal ermordet (vgl. Textbox 11.4). Die Auseinandersetzung mit diesen Tötungsdelikten ist für die migrantische Community Dessau-Roßlaus maximal irritierend, wovon die Broschüre »Warum Adriano?« vom Multikulturellen Zentrum Dessau mit ebenso erschütternden wie eindrucksvollen Texten zeugt (Multikulturelles Zentrum Dessau 2020). Zwar gibt

18 Der Leerstand erklärt sich unter anderem durch den starken und weiter anhaltenden Bevölkerungsrückgang. Hatte Dessau im Maximum 1940 über 130.000 Einwohner:innen, so sank die Bevölkerungszahl nach der Wende rasch auf 100.000. Heute leben trotz der Eingemeindung von Roßlau nunmehr rund 78.000 Menschen in Dessau-Roßlau (Statistisches Landesamt Sachsen-Anhalt 2025).

19 Das Durchschnittsalter liegt 2018 bei 50 Jahren, ein Drittel der Gesamtbevölkerung befindet sich im Rentenalter. Damit ist Dessau-Roßlau 2021 die zweitälteste Stadt Deutschlands.

es am Tatort des Mordes an dem Mosambikaner Alberto Adriano einen Gedenkstein und es finden dort auch regelmäßig Gedenkveranstaltungen statt. Spricht man mit Dessauer:innen über diesen Ort, fällt ihnen im Konnex zu migrantischen Schicksalen vor allem die Anwesenheit von vermeintlichen Drogendealern afrikanischer Herkunft ein, die den Ort für sie als Kriminalitätshotspot erscheinen lassen. Für die migrantische Community ist der Stadtpark ein Ort des Schmerzes und des Gedenkens, dessen Würde allerdings permanent angegriffen wird. Nach einem Gespräch im Multikulturellen Zentrum Dessau, einem zentralen Ort für integrative Arbeit und migrantisches Empowerment in Dessau-Roßlau, fällt uns eine mannshohe Holzsulptur auf, die etwas verloren in einem Winkel des Foyers steht. Wir erfahren, dass dies die ursprüngliche Gedenkstele für Alberto Adriano ist, die aber an ihrem eigentlichen Standort im Stadtpark so oft geschändet wurde, dass man sie schließlich auf das sichere Territorium des Multikulturellen Zentrums gebracht hat.

Textbox 11.4: Morde an migrantischen Bürger:innen Dessaus, 2000, 2005, 2016

Alberto Adriano kam 1988 als Vertragsarbeiter aus Mosambik nach Dessau. Er heiratete eine Dessauerin und gründete eine Familie. Am 11. Juni 2000 wurde er im Stadtpark von drei jugendlichen Neonazis so brutal zusammengeschlagen, dass er drei Tage später verstarb. (https://de.wikipedia.org/wiki/Alberto_Adriano)

Oury Jalloh war ein Asylsuchender aus Sierra Leone, der seit 1999 in Deutschland lebte. Mit einer deutschen Lebensgefährtin hatte er ein gemeinsames Kind. Er starb am 7. Januar 2005 bei einem Brand in Polizeigewahrsam. Die Umstände seines Todes und des Brandes in der Gewahrsamszelle sind bis heute nicht eindeutig geklärt. (https://de.wikipedia.org/wiki/Oury_Jalloh)

Li Yangjie war eine Studentin aus China, die an der Hochschule Anhalt in Dessau Architektur studierte. Sie stand kurz vor ihrem Master-Abschluss. Am 11. Mai 2016 wurde sie vermisst gemeldet, nachdem sie vom Joggen nicht zurückgekehrt war. Am 13. Mai 2016 wurde sie tot aufgefunden. Sie wurde Opfer eines brutalen Sexualmordes, für den später ein junger Deutscher aus Dessau zu einer lebenslangen Freiheitsstrafe verurteilt wurde. Die Tat errang unter anderem deshalb überregionales Aufsehen, weil Mutter und Stiefvater des Beschuldigten, gegen den zum Zeitpunkt des Mordes bereits 40 verschiedene Strafverfahren anhängig waren, bei der ermittelnden Polizeibehörde arbeiteten, was die unabhängige Ermittlungsarbeit der Behörde zweifelhaft erscheinen ließ. (https://de.wikipedia.org/wiki/Mordfall_Li_Yangjie)

Ein Gesprächspartner aus dem Multikulturellen Zentrum Dessau berichtet geradezu resigniert von den vielen Anläufen, die nach dem Mord an Alberto Adriano seitens der migrantischen Community gemacht wurden, um zu einer interkulturellen Verständigung in der Dessau-Roßlauer Stadtgesellschaft beizutragen. Das gesamte Portfolio der interkulturellen Begegnungsindustrie haben man aufgefahren, um ein positives Bild der für die Mehrheitsgesellschaft »fremden« Kulturen, Bräuche und kulinarische Besonderheiten zu generieren. »Wir haben auf Festen gekocht und getrommelt, weil wir dachten,

dies nimmt Menschen die Angst und die Vorurteile.« (Multikulturelles Zentrum Dessau e.V. 2020: 6) Doch all das habe nicht dazu geführt, dass die Dessauer:innen respektvoller mit Migrant:innen umgehen würden. Letztlich sei man selbst in eine kulturalisierende Rolle geschlüpft und habe das »Fremde« verkörpert, vor dem man keine Angst haben müsse. »Doch man hatte gar keine Angst vor uns, die Vorurteile blieben auch nach bunten Festen und die Anerkennung blieb aus.« (Ebd.) In Zukunft wolle man sich auf das Empowerment konzentrieren.

In einer TV-Reportage aus Dessau-Roßlau wird im Multikulturellen Zentrum Dessau eine Diskussionsrunde gefilmt, in der sich Menschen unterschiedlicher migrantischer Herkunft austauschen. Die Gruppenleiterin ist eine junge Türkin, die aus Westdeutschland nach Dessau-Roßlau umgezogen ist. In dem Gespräch mit dem TV-Team geht es um die Lebensbedingungen der Migrant:innen in Dessau-Roßlau, aber auch um die Motive ihrer Migration. Dann löst sich die junge Gesprächspartnerin aus dem durch die journalistische Gesprächsführung errichteten Begründungszusammenhang für die Anwesenheit von Migrant:innen, der sich aus der Perspektive der Mehrheitsgesellschaft aufdrängt. Stattdessen fängt sie an, von den Wünschen und Zukunftsperspektiven der Migrant:innen zu sprechen, die auch in der Gruppendiskussion immer wieder thematisiert werden. »Wir kommen mit einem Koffer voller Talente« betont sie vor der Kamera. All diese Talente, so die Weiterführung der Metapher, warten darauf, vor Ort ausgepackt zu werden, damit sie produktiv in die Stadtgesellschaft eingebracht werden. Beide Beispiele zeigen die Bedeutung eines Perspektivwechsels in der »postmigrantischen Gesellschaft«, die zu einer Annäherung von Positionen beitragen kann. Gelingt dies nicht, dominiert das Missverstehen.

Wenn man sich ein wenig in der Zeit zurückbewegt und den Blick etwas aus der rein migrationsspezifischen Betrachtung heraushebt, findet man rasch historische Analogien zu der Produktivität des Neuen, das in Dessau-Roßlau allorts seine markanten Spuren hinterlassen hat: das Bauhaus nämlich, die 1919 in Weimar gegründete Hochschule für Gestaltung mit ihren innovativen und integrativen Ansätzen des Bauens und Gestaltens, die weltweit als Inbegriff der architektonischen Moderne gelten. Man kann sich diese Hochschule als utopischen Ort vorstellen, an dem neue Formen des Ko-Kreierens ausprobiert wurden und wo internationale Künstler:innen herausragende Rollen einnahmen. Hintergrund für den Umzug der Hochschule waren die Wahlen in Thüringen im Jahr 1924, bei der die Deutsche Volkspartei an die Macht kam, welcher die progressiven Ansätze des Bauhauses ein Dorn im Auge war und die die Finanzmittel für die Hochschule massiv kürzte.²⁰ Auf der Suche nach einem neuen Standort setzte sich Dessau gegen namhafte Mitbewerber durch und profitierte in den Jahren bis zur endgültigen Zerschlagung der Universität 1932 im Kontext des Deutschlandweiten Erstarkens der Nationalsozialisten von den progressiven Ansätzen des Bauens und dem internationalen Flair, das durch Studierende, Dozierende und Besucher:innen in die Stadt gebracht wurde. Bis heute ist die Stadt Dessau-Roßlau geprägt von beeindruckenden Bauten der Bauhaus-Architektur und durch die Gemeinschaft der Bauhaus-Architekt:innen

20 Während des Schreibens dieser Zeilen im April 2015 kommen unweigerlich Analogien zur Situation der U.S.-amerikanischen Hochschulen in der derzeitigen zweiten Trump-Legislatur in den Sinn...

international vernetzt. Auf einem migrationsgeschichtlichen Stadtrundgang, den wir im Rahmen eines unserer Forschungsprojekte in Dessau-Roßlau organisierten, erntet diese Kontextualisierung des Bauhauses Erstaunen bei den Teilnehmer:innen, da dieser Teil von Internationalität, nämlich die Anwesenheit von Migrant:innen, die ja auch heute einen bedeutenden Teil der deutschen Hochschulgesellschaft ausmachen, in der lokalen Erzählung nicht mit dem Bauhaus verbunden wird. Der Begriff des »Migranten« und von »Migration«, so scheint uns, ist stark auf die gerade aktuelle Geflüchtetenaufnahme fokussiert, während andere Migrant:innen-Gruppen mit ihren Herkunft, Potenzialen und ihrem Wirken in der Stadt nicht im kollektiven Gedächtnis verankert sind.

Eine weitere Ambivalenz in dieser Stadt ist, dass viel über das (eher als problematisch empfundene) Erscheinen des migrantischen »Anderen« in Gestalt der Geflüchteten reflektiert wird, während zugleich die abwanderungsbedingte Entleerung der Stadt beklagt wird. Tatsächlich sind die Straßen auffallend menschenleer, selbst an zentralen Plätzen wie dem Rathausplatz ist während unseres Rundgangs an einem Montagmittag im September kaum ein Mensch unterwegs. Dies führt zu der grundsätzlichen Frage, wo denn überhaupt Begegnung im Alltag stattfindet, aus der so etwas wie Gemein Sinn entstehen könnte. Einige Interviewpartner:innen betonen, durch die Ankunft der Geflüchteten seien die Straßen und Spielplätze sichtlich voller geworden, insbesondere an für die Migrant:innen bedeutsamen Orten wie etwa in der Nähe der Moschee. Aus unserer eher großstädtischen Perspektive wirken aber auch diese Orte eher unbelebt. Vielmehr »verschwinden« die Geflüchteten durch die dezentrale Verteilung aus dem Blickfeld. In Gesprächen mit den Geflüchteten und Studierenden in Dessau schält sich ein stark segmentiertes Bild gesellschaftlichen Lebens heraus, das die Allgemeinheit betrifft und dass die Geflüchteten nun auch erleben: Beispielsweise die junge FSJ-lerin Haina Hamad*, die nach dem Wechsel von der DaZ-Klasse einer Oberschule aufs Gymnasium ihre alten Mitschüler:innen aus den Augen verliert, weil man sich auf den unterschiedlichen Bildungspfaden nicht mehr trifft (vgl. Textbox 4.2). Die internationalen Studierenden, die berichten, sie seien den ganzen Tag »auf der anderen Seite der Brücke«, bezugnehmend auf die Brücke über die zentrale Bahnlinie, die die Stadt teilt, so dass Studierende, die auf der Westseite die Hochschule Anhalt besuchen, in der östlich gelegenen Innenstadt kaum jemals anzutreffen sind. Die dominante Nord-Süd-Erstreckung der Dessauer Wohngebiete bewirkt, dass es viele sehr unterschiedliche Nachbarschaften gibt, die im inneren integrativ sein mögen, aber kaum miteinander interagieren. Wichtig sind zudem die Kleingartensiedlungen, ein beliebtes Refugium ostdeutscher Stadtbewohner:innen, in denen inzwischen auch viele Geflüchtete eine Parzelle gepachtet haben. Dort trifft man sich untereinander, weniger aber mit seinen »Gartennachbarn«. Auch die Corona-Pandemie, meinen viele Gesprächspartner:innen, hätte zu einem allgemeinen Rückzug ins Private geführt. Begegnung, nicht nur interkulturelle Begegnung, müsse neu erlernt werden, und damit verbunden auch das Aushalten von Differenz.

Als wir mit den jüngeren Geflüchteten unter unseren Gesprächspartner:innen über Dessau-Roßlau als Lebensmittelpunkt sprechen, hören wir neben den bei allen jüngeren Dessauer:innen üblichen Klagen über zu wenig Leben und Aktivitätsmöglichkeiten für Jugendliche sowie eingeschränkte Bildungsangebote auch Aussagen, die das Blatt gleichsam wenden. Der junge Iraker Dayyan Mohammed* – Textbox 11.5 bietet eine kurze biographische Erzählung über ihn – reflektiert beispielsweise die Vorzüge Dessau-

Roßlaus für arabische Familien. Diese würden gern in Dessau leben, »weil die Dessauer ein ähnlich konservatives Weltbild haben, wie sie selbst.« Ähnlich wie die Dessauer:innen seien die arabischen Familien wenig offen Neuem gegenüber. Ebenso seien sie fokussiert darauf, ihren Kindern ein sicheres Umfeld zum Aufwachsen zu bieten, fernab den Verlockungen der Großstadt: »Und sie finden, dass dieser Ort sehr gut für die Kinder oder für die Familie ist, weil hier nicht so viel los ist. Nicht so wie in Berlin oder in den großen Städten. Deswegen fühlen sie sich wohl. Sie gehen arbeiten und sie finden, das ist halt gut.«²¹ Allerdings würden ihm und anderen arabischen Menschen in Dessau die Orte fehlen, an denen sie ihre kulinarischen und sozialen Traditionen pflegen können, wie Restaurants, Shisha-Bars oder Geschäfte, die syrische Süßigkeiten anbieten:

Also die syrische Küche ist wirklich sehr besonders. Fröhlich morgens, also da gibt es für das Frühstück besondere Läden, die bieten zum Beispiel Kichererbsen oder Falafel und so weiter. Das gibt es noch in Berlin und Leipzig. Das man hingeht, frühstückt. Und da fühlt man sich, als ob man wirklich noch in Syrien ist. Und die meisten [Kunden sind] Syrer, das ist perfekt. Ich war ein paarmal schon in Berlin, da habe ich immer so tolles Essen bekommen. Das fehlt mir hier natürlich. Das fehlt mir richtig doll. (Ebd.)

Nun kann angenommen werden, dass eine derartige gastronomische Infrastruktur für alle Stadtbewohner:innen eine attraktive Aufwertung wäre, und dass durch die gemeinsame Nutzung dieser Gastronomien Momente der Begegnung und der Erfahrung dessen möglich würden, was David Radford als *everyday sameness* bezeichnet. Auch bei anderen Einwanderergruppen hat die Etablierung ethnischer Gastronomien zum Prozess des Aneinander-Gewöhnens und der gegenseitigen Wertschätzung geführt. Aus der Sicht von Dayyan Mohammed* können die seit 2015 neu angesiedelten Geflüchteten erheblich zur Aufwertung der innerstädtischen Zentren und ihrer Angebotsstruktur beitragen, wovon alle Dessauer:innen profitieren würden. Damit schaffen sich die Geflüchteten zugleich eine vertraute Umgebung, in der sie ihre mitgebrachte Kultur der Begegnung ausleben und damit eine neue Bindung an den Ankunftsort entwickeln können. Denn das ist die Basis dafür, dass auch ein längerfristiges Bleiben erwogen wird.

Textbox 11.5: »Dessau ist meine Stadt!«

Dayyan Mohammed*, 33, stammt aus Syrien und kam 2015 als Asylsuchender nach Dessau-Roßlau. Seit März 2022 ist er eingebürgert. Er kam bereits eingangs von Kapitel 4 zu Wort, wo er formulierte, wie katastrophal es sei, nach der Flucht neu anzufangen. Er lebt gern in Dessau-Roßlau, wo er ein technisches Studium absolviert und nebenbei als Fitnesstrainer arbeitet. Eigentlich hätte er nach der Flüchtlingsanerkennung wegziehen können, aber er fand so viele positive Aspekte, dass er sich niederließ: »Aber ich habe mich für Dessau entschieden, weil ich vom Anfang hier gemerkt [habe], das ist mein Ort, das ist meine Stadt. Es ist alles schön ruhig, angenehm. Das mag ich. Ich mag nicht solche großen Städte, obwohl ich ein Stadtmensch bin. [...] Hier ist alles so nah,

21 Interview mit Dayyan Mohammed* (Pseudonym), aus Syrien, Juli 2022.

da braucht man nicht so viel immer weit weg fahren oder mit dem Auto, oder mit der Straßenbahn. Mit dem Fahrrad kann man in der ganzen Stadt herumfahren.« Er hat festgestellt, dass man in Ostdeutschland leichter eine Studienzulassung bekommt als im Westen. Die Hochschule Dessau hat gute Deutschkurse angeboten, die er sofort nutzte, als er ankam. In seiner Freizeit treibt er viel Sport und hat darüber auch viele neue Freunde gewonnen. An Dessau liebt er vor allem die Parks und die schöne Natur: »Ich finde die Stadt an sich wirklich, eine sehr schöne Stadt, also sage ich mal. Angenehme Stadt, grüne Stadt. Das ist, was ich mag. Ich mag die Natur und ich gehe so gerne immer im Schillerpark. Im Schillerpark ist auch ein Teich und da sitze ich dort gerne unter einem Baum. Das ist ein sehr, sehr angenehmer Ort für mich. Oder am Fluss. Und auch im Wörlitzer Park, da fahre ich mit dem Rennrad hin. Das ist ein sehr, sehr schöner Ort für mich in Deutschland. In ganz Deutschland. Wirklich. Ich weiß nicht, ich fühle mich so unbeschreiblich wohl dort. Und da sitze ich dort stundenlang so gerne. Wirklich ohne, also nur alleine. Das finde ich sehr gut.« Mit seinen meist älteren Nachbarn hat er ein gutes Verhältnis. Eine tiefe emotionale Bindung hat er zu einer Patenfamilie, die ihn behandelt, »als ob ich der eigene Sohn bin«, und mit der er viel Zeit verbringt und regelmäßig bei der Gartenarbeit hilft. Inzwischen ist Dayyan* eingebürgert, nach dem Studienabschluss ist er zuversichtlich, in Dessau eine gute Arbeit zu finden. Er resümiert für sich »Da habe ich wirklich Glück hier in diesem Ort. Also an diesem Ort in Dessau finde ich, dass ich mein Glück gefunden habe.«

Ein städtischer Experte reflektiert, wie die Stadt rein strukturell von der Aufnahme der Geflüchteten profitiert hat. Die städtischen Wohnungsunternehmen hätten den Leerstand bekämpft, und auch die Kindertagesstätten wären wieder rentabler geworden. »Also irgendwo hat sich das refinanziert und wenn der Bund das auch dann mit subventioniert, ist das, glaube ich, eine Ressource, [in] die man sogar noch stärker hätte gehen können, um seine Einwohnerzahl zu erhöhen, weil mit mehr Einwohnern kriege ich auch mehr Fördermittel.«²² Er rechnet vor, wie viel Geflüchtete die Stadt regelhaft verkraften könne – nämlich mindestens so viele, wie sie jährlich durch Abwanderung verliere: 1.000 Personen. »Und in einer Stadt, die jedes Jahr fast tausend Menschen verliert, wir sind jetzt bei 79.000, könnte man tausend Menschen nicht schlecht [verkraften], wenn man da sagt, wir wollen mal bewusst uns das noch mal reinholen.« (Ebd.) Natürlich ist unserem Gesprächspartner klar, dass ein derartiges System nicht reibungsfrei funktionieren würde, aber aus seiner Perspektive ist die Frage der Geflüchtetenaufnahme vorwiegend eine Organisationsfrage. Und diese könnte man mit geeigneten Managementstrategien lösen. Er vergleicht das mit dem Einstellungsverfahren in ein kleines Unternehmen. Insofern nur eine Person neu eingestellt würde, benötige es keiner besonderen Vorbereitungen. Kämen aber 15 Neue auf einmal, müsse das *on-boarding* strukturiert ablaufen. Mit dieser Argumentation verwahre er sich auch gegen die Kulturalisierung, die im Kontext der Arbeitsmarktintegration von Geflüchteten immer wieder aufgekommen sei:

22 Interview mit einem Mitarbeiter des Integrationsmanagements Dessau-Roßlau, September 2021.

Wir haben Unternehmen gesagt: »Wenn ihr 15 Menschen aus Syrien einstellt, gibt es zwei Probleme. Erstmal stellst du 15 Menschen gleichzeitig ein und da musst du erstmal vorbereiten, wie du die einarbeitest mit einem Einarbeitungsplan und nicht, dass die aus Syrien kommen. Das kommt danach!« Und die haben immer gesagt: »Syrer!« Nee! 15 Leute auf einmal. Und du bist ein Betrieb mit 30 Mann. Dann solltest du vielleicht gucken, wie man so eine Organisationsveränderung mal ordentlich begleitet! (Ebd.)

Diese Aussagen, die wiederum kontraintuitiv zu dem kollektiven stereotypen Wissen über die Überforderung der Kommunen und die migrationskritische Haltung ostdeutscher Kommunen angelegt sind, werden durch eine Vielzahl weiterer Gesprächspartner:innen in Dessau-Roßlau bestärkt, so dass sich bei aller Ambivalenz hier ein Möglichkeitsraum herauskristallisiert, in dem Migration und dezidiert auch die Aufnahme von Geflüchteten als Teil einer lokalen Entwicklungsstrategie konzipiert werden könnten. Sehr deutlich ist diese Haltung in der Stadtverwaltung zu erkennen, die bereits 2015 aktiv auf die Situation reagiert und zahlreiche innovative Managementstrategien entwickelt hat, um Integration ganzheitlich zu denken, etwa in Form von Prozessketten zur Arbeitsmarktintegration oder durch die Verkoppelung der Prozessfelder Migration und Internationalisierung.

Weitet man den Blick auf alternative Möglichkeiten der Geflüchtetenaufnahme, die mehr Planbarkeit und gezieltere Vorbereitung bieten, so ist man rasch bei *resettlement*-Programmen, mit denen Geflüchtete durch das UN-Flüchtlingshilfswerk in Flüchtlingslagern weltweit ausgewählt und in aufnahmebereite Staaten vermittelt werden. Vor allem die klassischen Einwanderungsländer USA, Kanada und Australien beteiligen sich an diesen Programmen und nutzen parallel dazu Programme, mit denen ihre Regionen auch andere Gruppen von Einwander:innen gezielt anwerben können. Kanadas *Provincial Nominee Program* etwa bietet eine Vielzahl von Einwanderungsoptionen, die jeweils sehr konkret auf die Bedarfe des regionalen Arbeitsmarktes ausgerichtet sind (Government of Canada 2025). Die Grundgedanken dieser Programme, nämlich eine möglichst große Passgenauigkeit von Integrationsbedürfnissen und Integrationsangeboten sowie persönlichen Fähigkeiten und den Möglichkeiten, diese in Wert zu setzen, zu erzielen, hat das Pilotprogramm Match'In für die Zuweisung von Geflüchteten in den Jahren 2021 bis 2024 in Deutschland getestet. Mehr als 20 aufnehmende Kommunen waren beteiligt. Der erste Ergebnisbericht zeigt vielversprechende positive Effekte für Geflüchtete und aufnehmende Kommunen (Reinhold et al. 2025).

Humanitäre und kommunale Bedürfnisse aufeinander abzustimmen ist also möglich. Blickt man etwas weiter in die Geschichte zurück, findet man eine Reihe eindrucksvoller Beispiele, bei denen die Aufnahme von geflüchteten Menschen zu positiven Effekten auf lokaler Ebene geführt hat. Dabei spiele ich auf die so genannten Flüchtlingsstädte an, in denen Gruppen von Geflüchteten nach dem Ende des Zweiten Weltkrieg gezielt angesiedelt wurden. Obgleich die Besatzungsmächte eine assimilative Strategie verfolgten und ankommende Vertriebenenengruppen deshalb breit verteilen wollten, gab es eine Reihe von gezielten Ansiedlungen, vorrangig in Bayern, das 1945 noch stark agrarisch geprägt war. Indem man die aus stärker industrialisierten Regionen stammenden Sudetendeutschen teils geschlossen ansiedelte, ermöglichte man den Vertriebenen

nicht nur die Weiterführung ihrer Gewerbe und damit die Sicherung ihres Lebensunterhalts, sondern konnte als Agrarland auch einen Modernisierungssprung vollziehen. Eine dieser Flüchtlingsstädte ist die Gemeinde Neutraubling, errichtet auf dem Gelände eines Werksflughafens der Regensburger Messerschmitt-Werke, einem Konzern, der Jagdflugzeuge produzierte. Unter den dort angesiedelten Sudetendeutschen waren viele Handwerker und Gewerbetreibende. Schon bald produzierten über 70 Betriebe Güter des täglichen und längerfristigen Bedarfs wie Bekleidung, Metallwaren oder Möbel. Damit wurden auch zusätzliche Arbeitsplätze für die Einheimischen geschaffen, so dass Neutraubling bald zum zweitgrößten industriellen Arbeitgeber in der Region aufstieg. Eine weitere gezielte Ansiedlung war jene der Gablonzer Schmuckhersteller auf dem Gelände der ehemaligen Dynamit Nobel AG bei Kaufbeuren. Bereits 1948 waren in Neugablonz über 6000 Vertriebene beschäftigt und wichtige wirtschaftliche Impulse für die Region gesetzt (Kift 2008: 127ff.).

Das angesichts der Relationen von Einheimischen und Neubürger:innen beeindruckendste Beispiel ist die Ansiedlung einer kompletten Dorfgemeinschaft aus dem böhmischen Musikwinkel in der kleinen fränkischen Gemeinde Bubenreuth bei Erlangen. Seit dem 18. Jahrhundert hatte sich die böhmische Gemeinde Schönbach auf die Produktion hochwertiger Streich- und Zupfinstrumente spezialisiert. Einstimmig hatte der Gemeinderat der damals ganze 415 Einwohner:innen zählenden Landgemeinde Bubenreuth die Aufnahme von 2.000 Vertriebenen aus Schönbach beschlossen. Diese Entscheidung war ebenso mutig wie riskant, denn es war klar, dass sich damit das komplette Gefüge des Dorfes verändern würde, zumal die Vertriebenen fortan rein quantitativ in der Überzahl waren (Auer 2018).

Eine kleine Ausstellung im Rathaus der Gemeinde erzählt von den Anfängen der Schönbacher Vertriebenen im fränkischen Bubenreuth, von Konflikten und vom allmählichen Zusammenwachsen. Zunächst stand der Wohnungsbau im Vordergrund. Binnen weniger Jahre errichtete man 500 Wohnungen in einem separaten Baugebiet, das später den Namen »Geigenbauersiedlung« erhielt. Mit dem alten Ort war es durch eine Straße verbunden, an der später zwei öffentliche Gebäude errichtet wurden: die Stadthalle und eine neue katholische Kirche – denn die überwiegend katholischen Schönbacher:innen waren in eine evangelische Gegend geraten (ebd.). Zeitzeug:innen schildern, wie die anfänglichen Unterschiede, beispielsweise im Dialekt und in der Religion, nach und nach überwunden wurden. Wesentlich war dabei der gemeinsame wirtschaftliche Aufschwung, denn durch die Ansiedlung der Schönbacher Instrumentenbauer:innen entwickelte sich Bubenreuth zu einem bedeutenden Zentrum des Geigenbaus mit zeitweilig 1.500 Arbeitsplätzen und Exporten in die ganze Welt. Die Ausstellung erzählt auch von politischem Dissens, etwa bei der Frage der Proporze, mit denen alte und neue Einwohner:innen in den Gemeinderat gewählt werden, oder ein Vorstoß hinsichtlich der Änderung des Gemeindennamens in Neu-Schönbach. Doch nach und nach wuchs man zusammen, legte die zuvor separat ablaufenden und für die fränkische Kultur so wichtigen Kirchweihfeste (Kärwa) der neuen und der alten Dorfgemeinschaft zusammen, und relativ rasch kam es auch zu ehelichen Verbindungen zwischen beiden Gruppen. Damit war das besiegelt, was ein Zeitzeuge nicht »Integration« nennen möchte, sondern lieber den gemeinsamen »Neuanfang« (vgl. Zeković/Nowicka 2025). Der Migrationsforscher Denis Zeković, der die Kuratierung eines neuen Migrationsmuseums in Bubenreuth

wissenschaftlich begleitet, betont mit Blick auf die Bubenreuther Migrationsgeschichte die Notwendigkeit, den Beitrag von Migrant:innen zum Wohlstand des Aufnahmelandes anzuerkennen und zugleich historisches Wissen zu dekolonisieren (ebd.). Die Beispiele der gemeinsamen Neuanfänge nach der umfassenden materiellen und sozialen Zerstörung des Zweiten Weltkriegs richten den Fokus auf eine Zukunft, die gemeinsam und unter neuen Vorzeichen gestaltet werden muss, wofür alle verfügbaren Ressourcen genutzt werden. Auf diese Weise entstehen neue kollektive Identitäten, in die das Alte und das Neue integriert ist. In Bubenreuth ist diese neue Identität sichtbar im Gemeindewappen verankert, das nicht nur den Pflug als Symbol für die ursprüngliche Ackerbauerngesellschaft zeigt, sondern auch die Geige als Leitsymbol der Schönbacher Instrumentenbauer:innen.

Abb. 11.2: Wappen der Gemeinde Bubenreuth



Quelle: Gemeinde Bubenreuth

11.3 Was jetzt zu tun ist – ein Ausblick

Flucht und Verfolgung werden ihre Relevanz behalten – und damit auch die Notwendigkeit, auf den verschiedenen politischen Ebenen nachhaltige Konzepte für den Umgang mit Geflüchteten zu entwickeln. Geflüchtete kommen mit einer anderen Migrationsgeschichte als freiwillige Migrant:innen – doch sie haben ähnliche Hoffnungen für die Zukunft: nämlich ein Leben in Sicherheit zu führen und durch eigene Arbeit positive Entwicklungsoptionen für sich selbst und die Familienangehörigen zu schaffen. Diese Hoffnungen sollten von der Aufnahmegesellschaft erkannt und unterstützt werden. Das ist nicht nur aus humanitärer Perspektive wünschenswert, sondern auch aus sozialen und ökonomischen Gründen sinnvoll.

Als Konsequenz meiner zehnjährigen Forschung zur Aufnahme von Geflüchteten in Deutschland sowie als Resultat zahlreicher öffentlicher Workshops und Diskussionen zu dem Thema möchte ich auf sechs Aspekte zu sprechen kommen, die für die weitere und zukünftige Gestaltung von Geflüchtetenaufnahme und ihrer Teilhabe wichtig sind. Diese Liste ist sicherlich nicht erschöpfend, die Schwerpunktsetzung resultiert aus mei-

ner Betrachtungsrichtung auf individuelle Lebensläufe und die Entwicklungsgeschichten von lokalen Gesellschaften.

11.3.1 Intersektionale Perspektive auf Geflüchtete und ihre Bedürfnisse

Meine Betrachtungen haben gezeigt, wie vielfältig die Lebenslagen und Ressourcen der Geflüchteten sind, die in Deutschland in den vergangenen zehn Jahren aufgenommen wurden. Ihre Integrationschancen hängen von verschiedenen persönlichen und sozialen Faktoren ab. Zu den persönlichen Faktoren zählen das Alter, das Geschlecht, der Bildungsstand, der Gesundheitszustand, die ethnische Zugehörigkeit, das Ausmaß der rassistischen Stigmatisierung aufgrund von Hautfarbe und Religion und der Aufenthaltsstatus. All diese Einzelmerkmale lassen sich zu einer unendlichen Serie an Kombinationen denken, mit denen je unterschiedliche Chancen einhergehen. Ob eine geflüchtete Frau jung oder alt ist, aus der Ukraine oder aus Afghanistan stammt, viele oder wenige Kinder hat, alleinerziehend oder mit Partner:in in Deutschland lebt, einen Hochschulabschluss hat oder Analphabetin ist, gesund oder krank ist, all das beeinflusst ihren weiteren Lebensweg in Deutschland. In meinen Fallbeispielen konnte ich viele positive Entwicklungspfade von jungen, gut gebildeten Frauen ohne Kinder nachzeichnen, während sich die Merkmale ›alleinerziehend‹, ›wenig gebildet‹, ›prekärer Aufenthaltsstatus‹ und ›traumatisiert‹ als Hemmschuh für eine rasche Integration erwiesen. In Kapitel 4 habe ich an den Beispielen des jungen iranischen Paares Ramin Jafari* und Sahar Mahmoudi* in Steinbergen*, der syrischen Familie Salloum* in Rabstein* und dem syrischen Ehepaar Aboud* in Rathow* die Effekte von intersektionalen Verschränkungen gezeigt. Dieser individuelle Blick auf ineinander verwobene Potenziale oder Hemmnisse für Integration ist notwendig, um bedarfsgerechte Integrationsprozesse zu gestalten.

In einigen Kommunen, in denen wir forschten, scheinen die Erfahrungen mit den Geflüchteten und ihren komplexen Problemlagen dazu geführt zu haben, dass entsprechende Benachteiligungen auch für andere Gruppen neu bewertet wurden, oder dass sich durch die Ansätze, die für die Geflüchteten entwickelt wurden, plötzlich auch neue Optionen für die Arbeitsmarktintegration anderer schwer vermittelbarer Personengruppen auftraten. Das reflektiert die Leiterin des Jobcenters Marstadt*, die meint, man habe »nicht nur das Thema Migrant:innen aufgegriffen«, sondern es seien plötzlich »ganz viele Gruppen auch mit hochgekommen«, beispielsweise die Spezifik von Frauen auf dem Arbeitsmarkt, oder von Menschen mit Behinderung oder Migrant:innen, die bereits länger in Marstadt* leben. »Durch diese Flüchtlingswelle, ja, sind auch viel mehr Chancen eröffnet worden. Also, gerade das Thema Sprachkurse wurde da auch einfach offener dann gestaltet. Bis dahin gab es ja doch eher eine andere Politik, und da sind die Zugänge erweitert worden.«²³ Als extrem effektiv haben sich individuelle Vermittlungs- und Coaching-Modelle erwiesen, die im Rahmen der Arbeitsmarktintegration die gesamte Lebenslage der Betroffenen im Blick haben, um rechtzeitig auf Probleme reagieren zu können, die Einfluss auf Integrationswege haben. Diese Programme sind so erfolgreich, dass manche unserer Gesprächspartner:innen aus dem Arbeitsvermittlungsbereich sich

23 Interview mit Anja Kreuzer* (Pseudonym), Geschäftsführerin des Jobcenters Marstadt* (Pseudonym), September 2021.

wünschen, das Modell möge auch auf deutsche Langzeitarbeitslose übertragen werden (vgl. Kap. 9).

Ein weiterer Aspekt, der bei der intersektionalen Betrachtung von Integrationsprozessen deutlich wird, ist die Vielfalt von gesellschaftlich relevanten Tätigkeitsfeldern, die Menschen auch jenseits einer Arbeitsmarktbeteiligung das Einnehmen einer gesamtgesellschaftlich relevanten sozialen Rolle ermöglichen. Viele Geflüchtete engagieren sich als Sozialhelfer:innen oder ehrenamtliche Fahrer:innen, helfen bei der Tafel oder in der Geflüchtetenhilfe. Manche formalisieren ihre Tätigkeit, indem sie eine Stelle im Bundesfreiwilligendienst annehmen. Häufig erweisen sich diese Tätigkeiten als Brücke in die Aufnahmegesellschaft: viele Geflüchtete schließen während dieser Tätigkeiten Freundschaften mit Deutschen und erweitern ihren Bekanntenkreis. Manchmal ergeben sich durch die ehrenamtliche Tätigkeit auch Einstiegsmöglichkeiten in bezahlte Beschäftigungsverhältnisse. Für jene, die aufgrund ihres prekären Aufenthaltsstatus keine Arbeitserlaubnis haben, ergibt sich durch die ehrenamtliche Tätigkeit oft die einzige Möglichkeit für gesellschaftliche Teilhabe.

In jedem Fall macht eine etwas offenere Perspektive auf Integrationsverläufe nochmals deutlich, dass die Gesellschaft nicht nur durch Lohnarbeit, sondern eben auch durch soziales Engagement am Laufen gehalten wird. Das sollte bei der Bewertung von Integrationsverläufen nicht aus dem Blick geraten. Und wichtig ist natürlich, dass niederschwellige Arbeitsgelegenheiten oder Engagementmöglichkeiten wie der Bundesfreiwilligendienst ausreichend und nachhaltig finanziert werden und sich dezidiert auch gegenüber neu angekommenen Geflüchteten öffnen.

11.3.2 Die Frage des Tempos: Integration als Langstrecke

Dass Integration keine Sprintdisziplin ist, sondern eine Langstrecke, wird gerne im öffentlichen Diskurs betont. Dabei beinhaltet die Frage der verstreichenden Zeit verschiedene Problematiken. Zum einen ist mit dem Langstreckenargument der Appell verbunden, für nachhaltige Integrationsstrukturen zu sorgen und Geduld im Integrationsprozess zu haben. Beides ist nicht banal. Viele Integrationsstrukturen, die nach dem Jahr 2015 aufgebaut wurden, beruhen auf befristeter Projektförderung. Das heißt, sie existieren am heutigen Tage entweder gar nicht mehr, oder sie laufen seit zehn Jahren mit immer neuen zeitlichen Befristungen. Dies macht es extrem schwierig, kompetentes Personal zu binden und eine nachhaltige lokale Akteursvernetzung zu entwickeln. In unseren Forschungsinterviews vor Ort war das immer wieder Thema, ebenso wie in Transferformaten, zu denen ich häufig eingeladen werde. Anfang 2025 sprach ich beispielsweise mit einer Arbeitsmarktmentorin aus dem Vogtland. Das Arbeitsmarktmentoren-Programm gibt es in Sachsen seit dem Herbst 2016 und ist aus Sicht meiner Gesprächspartnerin »unglaublich erfolgreich«. ²⁴ Derzeit ist es bis Ende 2027 befristet. Die wichtige Aufgabe der Integrationsbegleitung findet also auf Basis befristeter Beschäftigungsverhältnisse

24 Informationen zu den Zielen und Erfolgen des Programms finden sich auf der Webseite, <https://arbeitsmarktmentoren-sachsen.de/>; die Rubrik »Erfolgsgeschichten« bietet kurze Interviews mit Geflüchteten, die mit Hilfe des Programms erfolgreich in eine Berufstätigkeit vermittelt werden konnten (letzter Zugriff 31.03.2025).

statt, erfordert zugleich aber volles Engagement und viel Eigeninitiative beim Aufbau der Arbeitgebernnetzwerke (vgl. Kap. 9.3). Eine unbefristete Beschäftigungsperspektive würde sicherlich helfen, für diesen Bereich leistungsbereite, engagierte und sozial kompetente Arbeitskräfte zu gewinnen und vor allem zu halten.²⁵

Ebenso wenig banal ist die Frage der Geduld im Integrationsprozess. Sicher können sich viele noch an den politischen Diskurs aus dem Jahr 2015 erinnern, der eine Zeitlang das Argument weiter transportierte, mit den Geflüchteten kämen überwiegend leicht integrierbare Fachkräfte ins Land. Umso größer war dann die Enttäuschung, dass die mitgebrachten Qualifikationen unterschiedlich hochwertig und unterschiedlich gut transferierbar waren. Nach wie vor erweist sich der Weg Geflüchteter in den Arbeitsmarkt (und damit in die ökonomische Eigenständigkeit als implizites politisches Ziel) als äußerst langwierig. Nachhaltige Probleme stellen sich durch die eher schwer erlernbare deutsche Sprache, kombiniert mit in Teilen ungenügend ausgebauten Sprachkursstrukturen, so dass immer wieder Lücken und Wartezeiten entstehen. Hinzu kommen hausgemachte Probleme, wie beispielsweise die langwierigen Berufsanerkenntungsverfahren und die teilweise unklaren gesetzlichen Regelungen, was die Arbeitserlaubnis von Geflüchteten betrifft. Bis heute ist im öffentlichen Diskurs das Spiel mit den Statistiken beliebt, und auch ich habe hier in verschiedenen Grafiken vorgeführt, wie sich die Linien der Arbeitsmarktpartizipation allmählich und vielleicht zu langsam der ›Normallinie‹ der Gesamtbevölkerung annähern.

Auch für diese Schwierigkeiten gibt es kein *one-size-fits-all* Rezept, aber einen reichen Erfahrungsschatz an Maßnahmen, die gut funktionieren und Faktoren, die zum Gelingen beitragen. Hilfreich könnte ganz im Sinne der oben diskutierten intersektionalen Perspektive eine Ausdifferenzierung von Zielsetzungen sein. Wie das Ehepaar Aboud* in Kapitel 4 erklärte, macht es nicht für alle Geflüchteten Sinn, zunächst Deutschkenntnisse auf B2 Niveau zu erwerben. Manchmal ist es besser, direkt in eine Tätigkeit einzusteigen, und dann nach und nach die sprachlichen und beruflichen Fähigkeiten zu erweitern. Das vorwiegend für ukrainische Geflüchtete entwickelte Jobturbo-Programm mit seinen drei Phasen ist ein erster Versuch, den Prozess der Arbeitsmarktintegration zu flexibilisieren.

Aus der Perspektive der Geflüchteten, für die anfangs alles in Deutschland fremd ist und es teils schwierig ist, Integrationsmöglichkeiten zu überblicken, sind individuelle Pläne zu empfehlen, die die einzelnen Etappen auf dem Weg der Integration definieren, so dass das Ziel im Blick bleibt und der zeitliche Aufwand besser abgeschätzt werden kann. Und natürlich wäre eine Ertüchtigung der Verwaltungsstrukturen hilfreich, nicht nur für die erfolgreiche Integration von Geflüchteten, sondern für alle Einwander:innen, etwa was die Digitalisierung von Verwaltungsprozessen angeht. Meine Vision wäre, dass es in drei Jahren einen Chatbot gibt, über den alle ihre mitgebrachten Zertifikate im

25 Interessant ist im Übrigen auch, dass das Berufsfeld Beratung und Begleitung überwiegend von weiblichen Beschäftigten ausgeübt wird. Ob dieser Aspekt dazu beiträgt, dass prekäre Arbeitsverhältnisse normalisiert werden, ist nicht nachweisbar. Trotzdem drängt sich die Frage auf, ob Arbeitsbedingungen und Entlohnung der Sozialen Arbeit besser wären, wenn es sich um eine männliche Domäne handelte.

Anerkennungsverfahren prüfen lassen können und damit schneller Gewissheit haben, wie sie in Deutschland eingestuft werden.

Ein letzter Aspekt der Langstrecke ist die Frage von Wartezeiten. Im ersten Teil dieses Buchs haben viele Geflüchtete eindrücklich von den devastierenden Schwebeständen berichtet, in denen sie sich in den Erstaufnahmeeinrichtungen und während des Asylverfahrens befunden haben. Solange keine Gewissheit über den Aufenthaltsstatus herrscht, können die nächsten Schritte in das zukünftige Leben nur schwer angegangen werden. Befunde der Arbeitsmarktforschung belegen, dass lange Wartephasen die beruflichen Platzierungschancen nachhaltig verschlechtern (vgl. Kosyakova/Brenzel 2020). Ganz besonders gilt das für Menschen, die sich nach dem Ende des Asylverfahrens weiterhin in einem Limbo-Zustand befinden, entweder, weil die Familie nicht nachkommt, oder weil sie selbst sich in einer prekären aufenthaltsrechtlichen Situation befinden. Die mit diesen Limbo-Situationen verbundenen Verschlechterungen von Integrationschancen haben wir gesamtgesellschaftlich zu tragen, und jeder individuelle Fall ist tragisch in Bezug auf die Nicht-Verwirklichung von Lebensperspektiven. Ich würde mir wünschen, dass wir in drei Jahren eine Bleiberechtsregelung für alle haben, die nach einem gescheiterten Asylverfahren innerhalb eines bestimmten Zeitraums, und mit der dazu erforderlichen Unterstützung, maßgebliche Integrationsschritte absolviert haben. So ungern ich ökonomisch argumentierte, möchte ich an dieser Stelle festhalten, dass sich diese Regelung auch ›rechnen‹ würde (vgl. Textbox 11.6).

Textbox 11.6: Mit viel Kraft vom Flüchtling zum Fachmann

Ein Artikel in der Rheinischen Post macht den Lebensweg von Ashfaq Javed sichtbar, der aus Pakistan floh und in Deutschland eine Ausbildung zum Altenpfleger abgeschlossen hat. Eigentlich ist er Grundschullehrer, aber es ergab sich keine Anschlussmöglichkeit an diese Tätigkeit. So nahm er einen Bundesfreiwilligendienst auf, um verschiedene Berufsfelder kennen zu lernen. Und um seine Deutschkenntnisse zu verbessern. »Morgens lernte er deutsch, nachmittags ging er zur Arbeit. Und abends telefonierte er mit seiner Familie in Pakistan.« Eine Ehrenamtliche leistet ihm wertvolle Unterstützung, nicht nur mit Informationen, sondern auch durch emotionalen Beistand. Als sich abzeichnet, dass er im pädagogischen Bereich keine Möglichkeiten hat, steuert er um und nimmt im Rahmen seines Freiwilligendienstes eine Tätigkeit im Altenheim auf. »Das hat auch etwas mit meiner eigenen Erziehung zu tun«, sagt er, »wir haben immer in der ganzen Familie gelebt. Ich habe meine Eltern bis zu ihrem Tod versorgt, und es gehört für mich dazu, sich um ältere Menschen zu kümmern.« Er bekommt die Möglichkeit, in dem Altenheim eine Ausbildung zu absolvieren. Herausfordernd ist dabei weniger die praktische Tätigkeit, sondern der Schulstoff: »Javed kämpfte mit der Fachsprache und den Aufgaben, tat sich mit Fragen in Prüfungen schwer: ›Ich hatte immer ein bisschen Angst, dass ich es nicht schaffe und habe mich geschämt, weil ich nicht alles verstanden habe‹, sagt er.« Mit seiner ehrenamtlichen Mentorin lernt er vier Stunden täglich nach der Arbeit. Schließlich besteht er das Examen, mit 50 Jahren als ältester seines Jahrgangs, und unterschreibt einen unbefristeten Arbeitsvertrag. Gerne würde er nun seine Familie aus Pakistan nachholen, von der er seit fünf Jahren getrennt ist. Dafür benötigt er einen verlässlichen Auf-

enthaltsstatus, denn gegenwärtig ist er lediglich geduldet. »Ich hoffe sehr, dass ich jetzt eine Chance bekomme, zu bleiben«, sagt er. Schließlich ist Ashfaq Javed jetzt eine Fachkraft – viel gesucht und sehr umworben.« (Demski 2022)

11.3.3 Integration durch Bildung

Bevor ich an die TU Chemnitz berufen wurde, habe ich bei der Stadt Leipzig im Bereich Bildungsmanagement gearbeitet. Meine Aufgabe war, ein Monitoring für Bildungsprozesse aufzubauen, das alle Etappen des lebenslangen Lernens abdeckt, und ein Bildungskonzept im Rahmen der Integrierten Stadtentwicklung zu erarbeiten. Vieles, was wir damals, vor nunmehr 15 Jahren, im Leipziger Team diskutiert haben, begegnet mir heute beim Thema Flucht und Geflüchtetenaufnahme wieder. Sei es das Erfordernis des lebenslangen Lernens, der Inklusion, der Gestaltung von Übergängen im Bildungssystem, der Berücksichtigung nicht nur der formalen, sondern auch der non-formalen und informellen Bildung, sowie das Zusammendenken von Bildung, Sozialer Ungleichheit und Sozialraum. Unsere damalige Arbeit war Teil eines großen Bundesprogramms namens »Lernen vor Ort«, das in 36 Landkreisen und kreisfreien Städten in der Bundesrepublik ausgerollt wurde (BMBF o.J.). An all diesen Orten sollten theoretisch Blaupausen existieren, die leicht auf die Aufnahme und Integration von Geflüchteten angewandt werden können. Ich möchte nur einige Aspekte aus diesen Blaupausen hervorheben, die sich für eine Anwendung auf die Geflüchtetenintegration eignen und damit zugleich zeigen, dass es sich hier um gesamtgesellschaftliche Herausforderungen handelt. Da ist zunächst die Bedeutung des lebenslangen Lernens: dass angesichts von sich rasch ändernden Anforderungen auf dem Arbeitsmarkt eine lebenslange Weiterqualifikation erforderlich ist, dürfte inzwischen zum gesellschaftlichen Konsens gehören. Dennoch werden die entsprechenden Angebote nur von einem Teil der Erwerbstätigen genutzt, wie Studien zum lebenslangen Lernen zeigen.²⁶ Für Geflüchtete könnten derartige Angebote essenziell sein, um sich aus der anfangs oft dequalifizierten Beschäftigung (vgl. Kap. 5) herauszuarbeiten. Sie scheinen aber noch nicht sonderlich verbreitet zu sein. Nur in einer unserer Fallstudienregionen wurde etwa das Instrument der modularen Nachqualifikation aktiv genutzt. Dieses Instrument ist besonders für Auszubildende geeignet, die den Unterrichtsstoff in der Berufsschule und am Ausbildungsplatz nicht in der zur Verfügung stehenden Zeit bewältigen können, was auf viele Geflüchtete aufgrund unzureichender Deutschkenntnisse zutrifft. Viele kommen aber in den Betrieben sehr gut zurecht und lernen in der Praxis schnell und effektiv. Die Möglichkeit, die Abschlussprüfung in mehreren Modulen und damit über mehrere Jahre gestreckt zu absolvieren,

26 Eine international vergleichende Studie sieht Deutschland beim lebenslangen Lernen auf dem 10. Rang (vgl. Hoskins/Cartwright/Schoof 2011). Den Daten des Adult Education Survey (AES) folgend nahmen 2020 lediglich 7 % Menschen im Erwerbsalter an formalen Weiterbildungen teil (Ehlert 2024).

erleichtert das Aufholen von Lernlücken und sprachlichen Defiziten und sichert zugleich die Teilhabe am Erwerbsleben ab.²⁷

Um die besonderen Hürden für Geflüchtete im Bereich der Ausbildung zu berücksichtigen, könnten auf Basis der Idee lebenslangen Lernens weitere Bausteine entwickelt werden. Einer unserer Gesprächspartner aus dem Bereich Arbeitsmarktintegration wünscht sich beispielsweise, dass alle Menschen bis zum Alter von 35 Jahren eine berufliche (oder akademische) Ausbildung absolviert haben (vgl. Kap 5.4). Das als Standardziel von Integration festzuschreiben, würde auch gering gebildete Geflüchtete fit machen für eine Zukunft, in der immer wieder neue Anforderungen auf sie zukommen. Ebenso sinnvoll scheint eine Anhebung des Höchstalters für die schulische Teilhabe zu sein. Zur Erinnerung: rund ein Fünftel der in den Jahren 2014 bis 2020 eingereisten Geflüchteten war zwischen 18 und 25 Jahre alt. Sie waren dementsprechend nicht mehr schulpflichtig, brachten aber häufig schulische Bildungslücken mit, die durch die Lebenssituation in den Herkunftsländern und auf der Flucht entstanden waren. Eine Anhebung des Schulbesuchsrechts um einige Jahre würde vielen dieser jungen Erwachsenen einen schulischen Abschluss ermöglichen, den sie als Basis für eine qualifizierte berufliche Ausbildung nutzen könnten.

Ein weiteres Element des Wissenstransfers ist die Erkenntnis, dass gerade bei sozial benachteiligten Nutzergruppen Bildungsangebote im sozialen Nahraum etabliert werden sollten, um Zugangsschwellen zu senken. Unsere »Lernen vor Ort«-Vision war ein Gymnasium für einen sozial benachteiligten Stadtteil Leipzigs, das im schulischen Ganztag organisiert ist und damit viele non-formale Bildungs- und Förderangebote in den Tagesablauf integriert (Stadt Leipzig 2013: 23). Es sollte die von den migrantischen Schüler:innen mitgebrachten Ressourcen wertschätzen, indem beispielsweise häufige Herkunftssprachen der Schüler:innen als reguläres Schulfach im Rahmen der Fremdsprachenausbildung anerkannt würden. Auf diese Weise könnten beispielsweise auch arabische oder ukrainische Kinder von ihrem »Heimvorteil« profitieren, genauso wie das für viele europäische Einwandererkinder, die beispielsweise Französisch oder Spanisch als Muttersprache haben, gang und gäbe ist. Die Sozialraumorientierung kann auch auf die in diesem Buch diskutierten Lücken in der Landschaft der Integrationskurse übertragen werden. Wie ich in Kapitel 5 gezeigt habe, entstand in den Jahren nach 2015 eine Versorgungslücke für geflüchtete Frauen mit kleinen Kindern, die nicht ausreichend zeitliche Ressourcen hatten, um stundenlang mit öffentlichen Verkehrsmitteln in die nächste Stadt zu fahren, in der ein passender Sprachkurs angeboten wird. Ein parallel zu den herkömmlichen Sprachintegrationskursen laufendes online-Angebot, das man vor Ort mit den oft ehrenamtlich angebotenen Sprachcafés vernetzen könnte, wäre eine einfache Möglichkeit, um auch die Teilhabe von jungen Müttern unter den Geflüchteten zu fördern.

Ein letzter Punkt, der indirekt in die Thematik des Lernens hineinspielt, ist das zivilgesellschaftliche Engagement. Viele der von uns interviewten Geflüchteten engagieren sich im Ehrenamt. Mütter sind häufig in den Elternräten von Kita und Schule aktiv.

27 In den vergangenen Jahren wurden auf Bundesebene Leitlinien und Verfahrensvorschläge entwickelt, um Teilqualifikationen bundesweit zu vereinheitlichen und das Angebot ausgehend von dualen Referenzberufen zu erweitern (vgl. BMBF 2024: 131).

Jugendliche engagieren sich als Trainer oder Gruppenleiterin in Vereinen, und manche männliche Geflüchtete sind der Freiwilligen Feuerwehr beigetreten. Viele Geduldete, die aufgrund aufenthaltsrechtlicher Beschränkungen keine Erwerbsarbeit aufnehmen können, haben eine Teilhabemöglichkeit durch das Engagement bei sozialen Trägern gefunden oder helfen bei der Tafel oder in sozialen Einrichtungen. Viele Jugendliche, die zur 1,5ten Einwanderergeneration gehören, haben nach der Schule zunächst einen Bundesfreiwilligendienst absolviert, um sich beruflich zu orientieren und sich selbst die Zeit zu geben, die deutsche Gesellschaft und Sprache noch besser kennen zu lernen, bevor sie eine anspruchsvolle Berufsausbildung beginnen. Auch viele Frauen aus der Elterngeneration der Geflüchteten haben wir als Teilnehmerinnen im Bundesfreiwilligendienst kennen gelernt. Aus manchen dieser ehrenamtlichen Tätigkeiten haben sich später Ausbildungs- oder Beschäftigungsmöglichkeiten ergeben. Die Finanzierung dieser Angebote und die Beratung und Vermittlung von Geflüchteten sollten als Teil der kommunalen Integrationsinfrastruktur betrachtet werden. Und was das Engagement der Mütter betrifft, kann ähnlich wie bei nicht geflüchteten Müttern konstatiert werden, dass häufig sie es sind, die die notwendige familiäre Fürsorgearbeit und die daran angekoppelte Engagementarbeit in sozialen Vereinigungen übernehmen. Wenn also einmal wieder auf die Linien im Arbeitsmarktintegrationsdiagramm geblickt und dabei moniert wird, dass bei Frauen weiterhin »Luft nach oben« ist, sei an diese nicht entlohnenden aber gesellschaftlich wertvollen Tätigkeiten erinnert.

11.3.4 Lokale Rezeptivität versus überlastete Kommunen

Viel war in den vergangenen Jahren von der Überlastung der Kommunen die Rede. Regelmäßige Appelle der kommunalen Spitzenverbände unterstrichen die Drastik dieses Claims und forderten eine Senkung der Zugangszahlen, um die Überlastung zu beheben (vgl. z.B. Städte- und Gemeindebund Nordrhein-Westfalen 2023, Städtetag 2023, Deutscher Landkreistag 2023, Die Welt 18.03.2024, NTV 09.09.2024, Handelsblatt 01.04.2025). Dabei wurde ein homogenes Bild gezeichnet, das der Vielfalt lokaler Aufnahmesituationen und -strategien nicht gerecht wird. Eine im Oktober 2023 durchgeführte Befragung der Universität Hildesheim, an der sich über 600 Kommunen in Deutschland beteiligten, zeigte bei 40,5 % der befragten Kommunen laut Selbstbeurteilung eine Überlastung, während 58,1 % die Situation als »herausfordernd, aber (noch) machbar« einstufen; 1,5 % der Kommunen befanden ihre Lage als »entspannt«. Der Überlastungsbefund variierte nicht nur zwischen Typen von Kommunen (mit den meisten Überlastungsanzeigen bei Landkreisen und kleinen Gemeinden und geringsten Anteilen von Überlastung in den Großstädten), sondern auch in Bezug auf die Person, die den Fragebogen beantwortete: denn während 53 % der Bürgermeister:innen die Lage ihrer Kommune als überlastet bezeichneten, kamen lediglich 37,5 % der Mitarbeiter:innen aus den relevanten Fachabteilungen zu diesem Ergebnis (vgl. Kühn 2023: 3ff). Zudem ergab sich eine unklare Definition von »Überlastung«, beispielsweise betrieb nur ein Teil der »überlasteten« Kommunen Notunterkünfte in Form von Containern, Turnhallen, oder Zelten, zum anderen fanden sich diese eher unwohnlichen Unterbringungsformen auch in Kommunen, die ihre Situation als »herausfordernd, aber (noch) machbar« eingeschätzt hatten. In einer offenen Frage nannten die Befragten auch die

Kommunalverwaltung und die Kindertagesstätten als Teil der Überlastungssituation. Der Studienautor vermutet, dass die Problemwahrnehmung durch übergeordnete politische Diskurse beeinflusst wurde. Denn die Einschätzungen der Befragten bildeten sich »nicht im luftleeren oder politikfreien Raum. Es ist denkbar, dass neben der konkreten Lage vor Ort auch Debatten in Medien und Politik sowie im eigenen persönlichen und beruflichen Umfeld die Bewertung der Belastungslage beeinflussen.« (Ebd.: 6). Auch eine im Auftrag der Körber-Stiftung Anfang 2025 durchgeführte Befragung ehrenamtlicher Stadt- und Gemeinderät:innen ergab ein differenziertes Bild. Die überwiegend schlechte Lagebewertung der eigenen Kommune resultierte vor allem aus der Empfindung, von Bund und Ländern nicht ausreichend bei der Erfüllung der kommunalen Aufgaben unterstützt zu werden. Überbordende Bürokratie und schrumpfende Gestaltungsspielräume in der eigenen Arbeit sorgten für Frustration. Gefragt nach den drängendsten Herausforderungen der kommenden Jahre nannte die Mehrheit fehlende Finanzmittel (90 %), die Erhaltung der Wirtschaftskraft (80 %) und die Energiewende (79 %). Die Migrationsthematik spielte im Vergleich dazu eine untergeordnete Rolle (57 %), insbesondere im Osten der Republik (44 %) (Forsa 2025: 18).

In unseren eigenen Fallstudien trafen wir auf ein stark ausdifferenziertes Bild, in dem es sowohl Potenziale als auch sehr konkrete und schwer zu behebende Engpässe gab. Fehlender Wohnraum war ein gravierendes Problem, ebenso wie Personalmangel in den Ausländerbehörden. Andere Probleme waren strategischer Art und damit lösbar, etwa wenn theoretisch zur Verfügung stehende Fördermittel nicht abgerufen wurden, weil im kommunalen Haushalt andere Prioritäten gesetzt wurden, oder wenn die Gemeindeoberhäupter es unterließen, die Bevölkerung bei der Geflüchtetenansiedlung mit einzubeziehen und sie zumindest vorab zu informieren. Häufig hingen diese Unterlassungen mit dem politischen Klima zusammen, das politische und Verwaltungsakteure nicht animierte, sich proaktiv mit Integrationsthemen auseinanderzusetzen.

Doch viele Gemeinden nutzten verfügbaren Wohnraum, reichten Förderanträge ein, bauten ihre Integrations-Infrastruktur aus, entwickelten Integrationsleitlinien und etablierten einen konstruktiven Umgang mit den unverzichtbaren Ehrenamtlichen. Letztlich ist es die kommunaler Ebene, wo die unmittelbaren und längerfristigen menschlichen Bedarfslagen erfüllt werden müssen, und dies ist auch der passende Ort, um zu definieren, was für eine gute Aufnahme von Geflüchteten oder auch von anderen Einwander:innen notwendig ist und wer dafür verantwortlich ist. Häufig führt diese Frage zu der viel weiter gefassten Frage, wohin man als lokale Gesellschaft eigentlich will. Wie soll die Gesellschaft von morgen aussehen, welche Formen von Gemeinschaft und Teilhabe können und müssen etabliert oder transformiert werden, damit auch neu Ankommende, egal woher und mit welchem Migrationsmotiv, einbezogen werden und ein Gefühl von Zugehörigkeit entwickeln können?

Die Geschichte der gesellschaftlichen Weiterentwicklung nach dem Zweiten Weltkrieg und der maßgeblich durch die Heimatvertriebenen angestoßenen Modernisierungsprozesse können hier als Vorbild dienen. Diese Zeit zwang der ganzen Gesellschaft Transformationen auf – ob sie bereit dazu war, oder nicht. In unseren lokalen Fallstudien haben wir gesehen, welche große Rolle die lokale Bevölkerung in der alltäglichen Integration spielt, und wie stark Vorbehalte gegenüber »Fremden« und ein geringer Veränderungswille die Alltagsmechanismen der Integration hemmen. Angesichts der zwei-

felsohne vor uns allen stehenden umfassenden Transformationen des 21. Jahrhunderts ist es höchste Zeit, lokale Bevölkerungen fit zu machen für den Transformationsprozess. Das geht durch die Definition gemeinsamer Ziele. Für die Aufgabe der Integration von Geflüchteten und Zuwander:innen sollte eine gemeinsame Handlungsorientierung etwa in Form von Leitlinien entwickelt und in allen relevanten Bereichen der Gesellschaft explizit gemacht werden. Um die Kräfte der so unterschiedlichen Akteure auf lokaler Ebene zu bündeln, sollten lokale Bündnisse geschlossen werden, ähnlich wie es im »Agenda 21« Prozess propagiert und gelebt wurde (vgl. Born/Kreuzer 2002, von Ruschkowski 2022). Auch die »Lokalen Bündnisse für Familien« sind ein gutes Vorbild für die Idee eines bereichsübergreifenden Zusammenschlusses, der sich auf gemeinsame Ziele ausrichtet.²⁸ Ein Blick auf die übergeordneten politischen Diskurse zeigt, dass dort nach wie vor ordnungspolitische Prinzipien und assimilative Vorstellungen von Integration dominieren. Auf lokaler Ebene gelingt es am leichtesten, diese Vorstellungen zu überwinden.

11.3.5 Rassismus in der Mitte der Gesellschaft bekämpfen

Meine empirischen Beobachtungen an verschiedenen Orten Deutschlands haben gezeigt, dass Rassismus allgegenwärtig ist. Er findet in Form alltäglicher Herabwürdigungen und durch drastische Übergriffe statt, und er ist in vielen Denkmustern, Handlungsorientierungen und institutionellen Strukturen fest verankert. Diese zugrunde liegenden Interpretationsrahmen beruhen schon lange nicht mehr auf biologistisch begründeten Hierarchisierungen, sondern folgen kulturalisierenden Ordnungsmustern, die »Zugehörigkeit und Exklusion über vermeintlich unüberbrückbare kulturelle Unterschiede legitimieren« (Fuchs et al. 2025: 16).

Die in unseren qualitativen Daten dokumentierten Rassismuserfahrungen insbesondere muslimischer Frauen und junger migrantischer Männer lassen sich durch die repräsentativen Befragungsergebnisse des nationalen Diskriminierungs- und Rassismuskennzeichens quantifizieren. Mehr als die Hälfte der rassistisch markierten Menschen berichtet von regelmäßigen Rassismuserfahrungen, vor allem aber muslimische (61 %) und Schwarze Frauen (63 %) sowie Schwarze Männer (62 %) (Fuchs et al. 2025: 9). Dabei geschehen rassistische Vorkommnisse in allen gesellschaftlichen Situationen und Räumen. In unseren eigenen Daten haben sich der öffentliche Raum und öffentliche Nahverkehrsmittel als besonders riskante Orte erwiesen, wenn es um Rassismuserfahrungen geht (vgl. Textbox 11.7). Doch auch Behörden, Schulen, Krankenhäuser, Vereine, Kita-Feste oder Schwimmbäder sind Orte, an denen rassistisch markierte Menschen immer damit rechnen müssen, herabgewürdigt zu werden. Eine asiatische Gesprächspartnerin, die seit vielen Jahren in Deutschland lebt, berichtet uns von ihrer Anspannung, die sie überfällt, sobald sie das Haus verlässt. Ihr Körper macht sich gleichsam bereit, verbalen oder körperlichen Anfeindungen zu widerstehen. Erst, wenn sie wieder nach Hause kommt und die Wohnungstür hinter sich schließt, schwindet die

28 Einen Überblick über die Gründungsidee und die Aktivitäten der Lokalen Bündnisse für Familie findet sich auf der Webseite des Netzwerks <https://www.lokale-buendnisse-fuer-familie.de/> (letzter Zugriff 01.04.2025).

Anspannung. Eine Absolventin meiner Universität mit türkischen Wurzeln berichtete mir von ihrer Einführung an ihrem neuen Arbeitsplatz, einem Bundesministerium in Berlin, wo sie von ihren Kolleg:innen gegenüber Mitarbeiter:innen einer anderen Abteilung als »unsere Quotentürkin« präsentiert wurde. Die Tochter der energischen Sozialarbeiterin Ecrin Çelik* aus Salzgitter (vgl. Kap. 7) erlebt als Informatikstudentin in einem Betriebspraktikum kulturalisierende Unterstellungen, die sie als Frau und als Person mit Migrationshintergrund treffen sollen. Viele dieser verbalen Übergriffe sind nicht justiziabel und viele, die diese Übergriffe ausüben, würden sich vermutlich empört gegen Rassismus-Vorwürfe wehren, da sie ihre Bemerkungen nicht als herabwürdigend einstufen und da Rassismus nicht mit ihrem aufgeklärten und toleranten Weltbild übereinstimmt.²⁹

Textbox 11.7: »Ich fühle fast täglich diese Blicke«

Zeynep Kayhan* ist 17 Jahre alt. Sie kam 2020 als 15-Jährige zusammen mit ihren Eltern und zwei Geschwistern aus der Türkei, wo ihr Vater politisch verfolgt wird. Seither lebt sie in Rostock. Zum Zeitpunkt des Interviews besucht sie die 9. Klasse, in der Türkei würde sie die Schule in diesem Jahr abschließen. Nach dem Schulabschluss möchte sie gern Jura studieren. Zeynep Kayhan* trägt genau wie ihre Mutter Hijab, und die Demütigungen, die sie deshalb im öffentlichen Raum in Rostock erfährt, werden in unserem Gespräch immer wieder thematisiert. Besonders eine Begebenheit hat sich ihr eingebrannt, und zwar, weil sie das erste Mal das Gefühl hatte, sich effektiv gewehrt zu haben.

Ich wollte zur Schule gehen. Ich bin von hier losgefahren und saß in der Straßenbahn. Es gab so zwei Jungen. Sie sind ungefähr 13 oder 14 Jahre alt. Ich hatte an diesem Tag ein Auswahlgespräch für ein Stipendium. Und mein Thema für das Referat war Rassismus. Ich wollte mich vorbereiten eigentlich. Und ich lese da gerade meine Notizen und so, und dann bemerke ich ihre Blicke. Ich sah sie dann auch an. Und dann redeten sie über mich und so. Und sie haben so viele Beleidigungen gesagt, so viele schlimme Wörter. [...] Ich wollte aussteigen. Dann, keine Ahnung, warum, bin ich sitzen geblieben. Und ich habe sie angeschrien. Dann hatten sie auch Angst. Weil, ich habe ein Video gemacht. Die anderen Fahrgäste haben gar nichts gemacht und gar nichts gesagt. Und ich war so..., also »Hallo? Es gibt so eine Situation. Also, warum sagt Ihr nichts?« und so. Und dann kam eine ganz alte Frau, ich weiß nicht, ungefähr 80 oder 90 Jahre alt, sie wollte was machen. Aber das hilft nicht. Also, es gab so junge Leute in der Bahn, und sie haben auch gar nichts gesagt. Und was kann sie alleine machen? Und dann, naja, ich habe gesagt: »Ich habe Euch gefilmt. Guckt mal, so eine Minute, 33 Sekunde.« Dann haben sie gesagt, »Datenschutz«, und ich habe gesagt: »Dann kannst Du zur Polizei gehen. Also, du machst meine Arbeit so einfacher. Ich komme auch mit. Sonst gehst Du

29 Hier gibt es durchaus Analogien zu sexistischen Verhaltensformen, die unterhalb der Stufe der Vergewaltigung gerne abgetan werden. Sicherlich kennt jede Frau Männer, die ihr in einem Moment galant die Tür aufhalten und im nächsten Moment, oft verbunden mit Alkoholkonsum, Altherrenwitze erzählen und ihr in den Ausschnitt starren. Alles nicht justiziabel, aber deutlich im Ausdruck, und für Frauen immer präsent.

alleine und ich gehe allein, und wir treffen uns dort.« Und dann sind sie wegge-
laufen. Naja, das war so eine schwere Situation. Aber, also, ich fühle fast täglich
diese Blicke, also wegen meinem Kopftuch.

Die von Rassismus betroffenen Geflüchteten, mit denen wir im Rahmen unserer For-
schung sprachen, haben Strategien entwickelt, um sich gegen subtile rassistische An-
würfe zu wehren oder ihnen gar zuvorzukommen. Viele muslimische Frauen sind bei-
spielsweise der Ansicht, ihr Kopftuch würde den Menschen Angst machen und diese dar-
an hindern, den Menschen darunter zu erkennen. Sie kontern reservierte bis ablehnen-
de Reaktionen mit Gesten, die dazu geeignet sind, die Unsicherheit und Ablehnung zu
überwinden. Eine junge Migrantin berichtet etwa von ihrer ›Lächeloffensive‹. Indem sie
bewusst Menschen anlächelt, denen sie auf der Straße begegnet, möchte sie als freund-
liche und zugewandte Persönlichkeit wahrgenommen werden. Auf dieser Basis, so hofft
sie, könnte sich eine positive Reaktion ergeben, ohne das Kopftuch in den Mittelpunkt
der Wahrnehmung zu stellen. Eine andere Betroffene berichtet, dass sie ganz bewusst
mit Hijab zu Sportangeboten oder zur Kosmetikerin geht, um auf diese Weise zu zeigen,
dass sie trotz des muslimischen Kopftuchs eine ganz normale junge Frau ist, die auf ihr
Äußeres achtet. Dennoch ist sie angesichts ihrer Lebensleistung als temporäre Alleinver-
dienerin und berufstätige Mehrfachmutter oft empört, wenn sie an ihrem Arbeitsplatz
in einer Klinik mit den Vorurteilen nicht-migrantischer Patient:innen und Besucher:in-
nen konfrontiert wird.

Ecrin Çelik* aus Salzgitter betreibt interkulturelle Bildungsarbeit und veranstaltet
beispielsweise Workshops in der Schule ihrer Kinder, in denen sie über den Islam auf-
klärt und mit den Schüler:innen und anderen Eltern zu kulturalisierenden Vorurteilen
ins Gespräch kommt. Auch wenn sie denkt, dass Integration alle Teile der Gesellschaft
betrifft, sieht sie die Zugewanderten in einer besonderen Verantwortung. Dazu gehöre
auch, sich besonders anzustrengen, um sich in einer vorurteilsbeladenen Gesellschaft zu
behaupten:

Wenn man immer redet über diese Pisa Studie, die wäre so schlecht wegen den Men-
schen mit Migrationshintergrund. Soll ich ehrlich sein? Ich habe ja nun fünf Kinder und
immer wenn auf [der Tafel in] dieser Aula die besten Schüler sind, sind es Menschen
mit Migrationshintergrund, die da drauf stehen! Weil ich sage zu meinen Kindern auch
immer: »Wenn du ein Mädchen bist, sowieso und wenn du Ayse oder was weiß ich
heißt, dann erst recht. Du musst mehr zeigen, wie der Rest.« Das ist immer so. Also,
wir Frauen, das wissen Sie, wir müssen sowieso mehr zeigen wie die Jungs. [...] Und
wenn man dann auch noch Migrationshintergrund hat, musst du noch eine Schippe
drauf tun.³⁰

Ich empfinde es aus der Perspektive der nicht migrantisierten ›Mehrheitsgesellschaft‹
zutiefst unredlich, sich an dieser Stelle auf die Überzeugungsarbeit von Migrant:innen

30 Interview mit Ecrin Çelik* (Pseudonym) aus Salzgitter, Mai 2022.

zu stützen, um in seinem Ressentiment auf freundliche oder humorvolle Weise ›abgeholt‹ zu werden. Vielmehr stelle ich mir die Frage, weshalb rassistische Zuschreibungen und gruppenbezogene Ressentiments so weit verbreitet sind, bis tief hinein in die viel beschworene ›Mitte der Gesellschaft‹. Diese Mitte der Gesellschaft, die sich durch ihren Abstand von den verhärteten ideologischen Rändern der Extremismus-Skalen definiert, wird seit Jahren durch Befragungsstudien vermessen, wobei nicht nur rassistische Tendenzen, sondern die Hinwendung zu antidemokratischen und autoritären Vorstellungswelten in den Blick genommen werden. Die Titel der jährlichen Mitte-Studien-Berichte weisen darauf hin, dass hier etwas ins Rutschen gekommen ist (vgl. Tab. 11.1).

Der Mitte-Begriff bezeichnet jene, die sich zwischen den politischen Polen auf dem links-rechts Kontinuum positioniert sehen, was üblicherweise in Befragungsstudien durch eine Selbsteinschätzung abgefragt wird. Natürlich ist diese Selbsteinschätzung subjektiv und eingebettet in den gesamtgesellschaftlichen Kontext zu verstehen. Und sie kann auch diskursiv verschoben werden, etwa durch parteipolitische Taktik, bestimmte Wählergruppen als Mitte anzusprechen oder bestimmte extremistische Positionen als Politik der Mitte zu benennen. In einer Studie mit Daten aus der Region Chemnitz zeigt sich diese Subjektivität durch eine deutliche Linksverschiebung der Selbsteinschätzungen um die Mittelposition, während die Kurve rechts der Mittelposition steil abfällt (Steinmetz et al. 2024: 205). Und das wohlgemerkt in einer Region, in der sich regelmäßig große Teile der Wählerschaft für rechtsextreme Parteien wie die AfD oder die Freien Sachsen erwärmen können.

Tab. 11.1: Titel der Mitte-Studien 2012–2023

Jahr	Titel
2012	Die Mitte im Umbruch. Rechtsextreme Einstellungen in Deutschland 2012.
2014	Fragile Mitte – Feindselige Zustände. Rechtsextreme Einstellungen in Deutschland 2014.
2016	Gespaltene Mitte – Feindselige Zustände. Rechtsextreme Einstellungen in Deutschland 2016.
2019	Verlorene Mitte – Feindselige Zustände. Rechtsextreme Einstellungen in Deutschland 2018/19.
2021	Die geforderte Mitte: Rechtsextreme und demokratiegefährdende Einstellungen in Deutschland 2020/21.
2023	Die distanzierte Mitte: Rechtsextreme und demokratiegefährdende Einstellungen in Deutschland 2022/23.

Seit Jahren versuchen die Mitte-Studien, dem Zusammenhang zwischen Einstellungen, Lebenslagen und undemokratischen Positionierungen auf den Grund zu gehen (vgl. Kap. 6.3.3). Die Erhebungen zeigen, dass gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit fest in der Gesellschaft verankert ist und dass diese Haltung häufig mit einer umfassenden sozialen Verunsicherung einhergeht. In der Längsschnittbeobachtung zeigt

sich deutlich, dass eine wahrgenommene Verschlechterung der wirtschaftlichen Lage und die Stärke von übergeordneten Zukunftsängsten, die nicht innerhalb des eigenen Einflussbereichs liegen, die Hinwendung zu autoritären Positionen, zu nationalchauvinistischen Vorstellungen und homogenisierenden Gesellschaftskonzepten steigert.

In der Mitte-Studie von 2023 verorten sich beispielsweise 55 % der Befragten »genau in der Mitte«, das sind 7,5 % weniger als 2021 (Zick/Küpper/Mokros 2023). Diese Schwächung der Mitte könnte auf die multiplen Krisen der vergangenen Jahre zurückzuführen sein, wie etwa die Corona-Pandemie, der Krieg in der Ukraine, sowie die alles überspannende Klimakrise und die wirtschaftliche Rezession. Zugleich sinkt die Zufriedenheit mit der Demokratie, das Vertrauen in politische Akteur:innen sowie die Zuversicht, durch eigene politische Partizipation Veränderungen vorantreiben zu können.

In einer europäischen Vergleichsstudie wurden Daten des European Social Survey genutzt, um die Akzeptanz von Einwander:innen aus Drittländern zu messen. Es zeigte sich über alle Länder hinweg ein deutlicher Zusammenhang zwischen Akzeptanz und Anwesenheit von Migrant:innen (womit die Kontakthypothese bestätigt wird). Aber vor allem bietet die Studie Aufschluss darüber, mit welchen Einstellungen die Ablehnung von Migrant:innen korrelieren: nämlich mit geringem Vertrauen, beispielsweise in Institutionen, aber auch mit einem persönlichen Unsicherheitsgefühl in der eigenen Wohnumgebung. Auch ein niedriger Bildungsgrad und geringe interethnische Kontakte korrelierten mit ablehnenden Äußerungen. Die politische und mediale Kommunikation hatte ebenfalls Einfluss auf die Akzeptanz von internationalen Migrant:innen. Ihre Ablehnung korrelierte mit der Häufigkeit negativer Medienberichterstattung, während eine inklusionsorientierte Berichterstattung mit Bezügen zu Integrationsdimensionen wie Arbeitsmarkt, Bildungslandschaft, politischer Partizipation, Gesundheit, Wohnen und Anti-Diskriminierungs-Strategien die Ablehnung von Migrant:innen erheblich senkte. Die Autor:innen weisen darauf hin, dass derartige Einstellungsstudien nicht exklusiv die Wahrnehmung von Migration messen, sondern vielmehr die grundsätzliche »soziale Gesundheit« einer Gesellschaft, die sich in die Empfindung von Sicherheit und Stabilität übersetzt, welche wiederum die Akzeptanz von Migration und die Solidarität mit Einwander:innen überhaupt erst ermöglicht (Messing/Ságvári 2018).

Auch in den empirischen Erkundungen in diesem Band zeigt sich ein deutlicher Zusammenhang zwischen der grundsätzlichen sozialen Stabilität einer lokalen Aufnahmegesellschaft und der lokalen Rezeptivität. Das Ausmaß an Fürsorge für Geflüchtete und Toleranz Zugewanderten gegenüber können als Indikatoren für die »soziale Gesundheit« der lokalen Gemeinschaft verstanden werden. Im Umkehrschluss heißt das: dort, wo diese soziale Stabilität ins Wanken gekommen ist, dürfte sich das sehr bald auch im Umgang mit anderen sozialen Gruppen oder Phänomenen zeigen, etwa in Form von Homophobie oder der Herabwürdigung von Menschen mit Behinderung.

Umso wichtiger sind alle Akteure, Initiativen und Förderinstrumente, die das demokratische Selbstverständnis einer sozialen Gemeinschaft aufrechterhalten. Politisch und zivilgesellschaftlich im demokratischen Sinne Engagierte müssen unterstützt und geschützt werden. Förderarrangements für zivilgesellschaftliche Aktivitäten, wie z.B. das Bundesprogramm »Demokratie Leben«, benötigen eine nachhaltige Finanzierung, die eine Kontinuität dieser Demokratiearbeit ermöglicht. Besonders viel Rückhalt muss die Gesellschaft den migrantischen Akteur:innen und ihren demokratiefördernden Aktivi-

täten geben. Sie brauchen geschützte Räume für ihre Aktivitäten, und stabile Förderstrukturen, um nachhaltiges Empowerment zu betreiben.

Jenseits politischer Differenzen sollte ein Konsens unter demokratischen Akteur:innen bestehen, dass die Grundsatzsubstantz der Demokratie geschützt und verteidigt werden muss. Die engagierten Akteur:innen müssen sich aufgehoben fühlen in einer breiten demokratischen Mehrheit. Genau an dieser Stelle kommt die »stille Mitte« ins Spiel. Dieser Teil unserer Gesellschaft muss verstehen, dass es jetzt auf sie ankommt. Denn der harte rechte Rand des politischen Spektrums ist allen wissenschaftlichen Erkenntnissen zufolge verloren für demokratische Prozesse. Dabei ist es nicht das Ziel, stets Konsens über politische Fragen wie etwa in der Migrations- und Asylpolitik zu erzielen. Es darf weiter konstruktiv gestritten werden! Gleichwohl: sich als aufgeklärte Bürger:innen der »Mitte« tolerant zu zeigen und seine eigenen Stereotype zu reflektieren ist das mindeste, was Menschen abverlangt werden kann, die sich selbst als auf dem Boden der demokratischen Grundordnung stehend definieren.

11.3.6 Gemeinsam Geschichte schreiben, gemeinsam Zukunft definieren

Weiter oben habe ich bereits die Syrerin Adila Aboud* mit ihrem Appell zitiert, sich nicht an der Vergangenheit festzuklammern, sondern sich auf die Zukunft zu konzentrieren. Dabei war es ihr wichtig, dass Menschen jedweder Herkunft in Deutschland sich als Gemeinschaft verstehen und auch gemeinsam an der Gesellschaft von morgen bauen. Ihre Perspektive ist durch die eigene Fluchtgeschichte geprägt, die sie als umfassende Verlusterfahrung verinnerlicht hat. Die ihr eigene Resilienz ermöglicht ihr jedoch, Entwicklungsoptionen aus der intergenerationellen Perspektive und gesamtgesellschaftlich zu erkennen. Viele andere Gespräche haben wir geführt, in denen Menschen aus ihrer je eigenen Perspektive über die gesellschaftliche Weiterentwicklung nach dem Flucht ereignis nachgedacht haben. Gerade von den bereits fest in Deutschland etablierten Gesprächspartner:innen mit Migrationshintergrund wurde dabei auf die Notwendigkeit hingewiesen, sich zunächst der gemeinsamen Grundlage zu vergewissern, um darauf aufbauend gemeinsame Zukunftsperspektiven zu entwickeln. Das inklusive Verständnis von Gemeinwesenentwicklung formt sich also vor allem aus der Kritik daran, dass die Reflexion der Vergangenheit eben nicht inklusiv ist. Das habe ich am Beispiel des Salzgitteer »Turms der Arbeit« reflektiert, flankiert durch das Gespräch mit Ecrin Çelik*, die die mangelnde Wertschätzung der Aufbauleistung ihrer Eltern, der »Gastarbeiter«, kritisiert und auf die fortdauernde Diskriminierung und Herabwürdigung von Menschen mit türkischen Wurzeln hinweist. »Schade« findet sie die mangelnde Wertschätzung derer Lebensleistung, denn »wir schreiben die Geschichte mit!«

In einem unserer aktuellen Projekte zu lokaler Migrationsgeschichte führten wir eine Gruppendiskussion in der Stadt Bremerhaven durch. Bremerhaven ist Standort einiger sehr bekannter Museen, unter anderem des Deutschen Auswandererhauses, das als DAS zentrale Migrationsmuseum Deutschlands gilt. In einer aufwändigen Architektur kann man dort die Stationen der ehemaligen Auswander:innen nacherleben, die sich vom Hafenstandort Bremerhaven aus auf den Weg über den Atlantik machten, um dort ein neues Leben zu beginnen. Jahre später wurde dem Museumsgebäude ein Annex hinzugefügt, in dem nun auch die Einwanderungsgeschichte Deutschlands erzählt wird.

Für die Bremerhavener:innen mit Migrationshintergrund ist dieser herausragende Museumsstandort jedoch nicht unbedingt ein Ausweis dafür, dass Migration auch in ihrer eigenen Stadt ausreichend reflektiert wird. Wir sprechen in unserer Diskussionsrunde über die unterschiedlichen Wanderungsereignisse und Gruppen, die in die Stadt gekommen sind. Ein Stadtteilmanager mit syrischen Wurzeln meint schließlich mit Blick auf die Gründungserzählung Bremerhavens, das sich binnen weniger Jahre von einer winzigen Marschsiedlung zu einer Hafenstadt entwickelt hat: »Jeder ist hier eingewandert!« Und deshalb, so sein Argument, sollte auch der Beitrag Aller zur Entwicklung der Stadt angemessen wertgeschätzt und sichtbar gemacht werden.

Auch in der Auseinandersetzung um die deutsch-deutsche Geschichte werden immer wieder Forderungen laut, die ostdeutschen Erzählungen mit zu berücksichtigen. Oft genug bleiben diese unsichtbar. Ich kann mich gut an eine Ausgabe der ›Nürnberger Tage der Migration‹ erinnern, die jedes Jahr im Bundesamt für Migration und Flüchtlinge in Nürnberg veranstaltet werden. Zu einer dieser Veranstaltungen hielt ein renommierter Migrationshistoriker den Eröffnungsvortrag, um den migrationshistorischen Bogen ins Heute zu schlagen, bevor sich die Tagungsteilnehmer:innen in unterschiedlichen Workshops mit sehr konkreten Fragen von Integration und Teilhabe beschäftigten. Er dozierte kenntnisreich und ausdrucksstark über die verschiedenen Phasen der Einwanderung nach Deutschland – erwähnte dabei aber mit keinem Wort die Einwanderungen in die DDR. Nicht einmal in den statistischen Darstellungen, die per PowerPoint an die Wand geworfen wurden, waren sie integriert. Die Migrationsgeschichte Deutschlands war aus dieser Perspektive über 40 Jahre hinweg eine rein westdeutsche Migrationsgeschichte!

Wenn ich selbst in meinen Vorträgen auch über die ostdeutschen Migrationsgeschichten spreche, erkenne ich immer wieder, dass es hier erhebliche kollektive Wissenslücken zu schließen gibt. Viel wichtiger scheinen mir aber die migrantischen Stimmen Ostdeutschlands zu sein, die Einwanderungsgeschichte aus ihrer eigenen Perspektive erzählen. Häufig ist es die gerade herangewachsene zweite Generation der Einwander:innen, die sich ihrer und der Geschichte ihrer Eltern zuwenden und ihre Reflexionen in die ostdeutsche Gesellschaft hineinragen. Interessant sind dabei Analogien, die zur allgemeinen ostdeutschen Geschichte gezogen werden, wie es beispielsweise der Podcast ›B.O.M. Berlin Ostmigrantisch‹ oder der intellektuelle Austausch zwischen der ostdeutschen Journalistin Jana Hensel und der westdeutschen Migrationsforscherin mit Migrationshintergrund Naika Foroutan leisten (Foroutan/Hensel 2020). Aus diesen Formaten geht klar hervor, wie bedeutsam es ist, sich der eigenen Herkunft zu vergewissern, um darauf aufbauend die Gegenwart zu gestalten und die Zukunft zu planen. Dabei muss analog zur Vielfalt der Gesellschaft der Gegenwart auch eine vielstimmige Erzählung der Vergangenheit entwickelt werden.

Die Erinnerungen und Gedenkrituale der Weltkriegsvertriebenen zeigen deutlich, wie stark das Bedürfnis nach Rückbindung an die eigene Herkunft ist, um dadurch abgestützt Schritte ins Neue zu gehen. In historischen Aufarbeitungen zu den deutschen Vertriebenen finden sich mannigfaltige Beispiele, wie Artefakte aus der Heimat in die neue Gegenwart übertragen wurden. Albrecht Lehmann berichtet in seinem Band ›Im Fremden ungewollt zuhaus‹ von einem Zeitzeugen, der sich auf einer Reise in die alte ostpreußische Heimat nicht nur Ofenkacheln, sondern »zwei zentnerschwere Steinkugeln«

vom ehemaligen Landgut mitgebracht und auf der Terrasse seines neuen Hauses verankert hat. Ein anderer baute die Hofglocke vom ehemaligen Gutshof in Schlesien in den Giebel der neuen Heimstatt ein (vgl. Lehmann1991: 139ff.). Auf den Erinnerungsreisen, die Vertriebene oder ihre Nachgeborenen in die ehemaligen Heimaten unternehmen, wurde und wird regelmäßig Erde mitgenommen, die den Vertriebenen nach dem Tod ins Grab beigegeben wird. Dies entspricht ihrem Wunsch, »in der Heimerde« bestattet zu werden. Das mag mancher kitschig oder gar revisionistisch finden, es entspricht aber letztendlich dem emotionalen Wunsch nach biographischer Rückbindung.

Auch Trauer um das Verlorene kann in diese Kategorie des Erinnerns eingeordnet werden, und auch die Trauer ist ein emotionales Bedürfnis und benötigt Raum und konkrete Orte. Viele Angehörige von Kriegsgefallenen haben keine Grabstätte, an der ihre Trauer einen Ort findet. Aus diesem Grunde gibt es in allen Gemeinden Deutschlands Kriegerdenkmäler, auf denen die Namen der aus dem Ort stammenden Gefallenen eingeprägt sind. Etwas länger dauerte die Erinnerungsarbeit an andere Opfer des nationalsozialistischen Regimes, die entweder nicht freiwillig gekommen sind oder den Ort nicht freiwillig verlassen haben. So erinnern in vielen Städten Deutschlands »Stolpersteine« an das Schicksal von jüdischen Bürger:innen, die in der Nazizeit deportiert und ermordet wurden. Auch die Verstorbenen aus ehemaligen Zwangsarbeits- und Konzentrationslagern werden inzwischen mit Gedenksteinen und Gedenkortern gewürdigt. Diese Erinnerungsorte repräsentieren die Vielfalt lokaler Geschichte und halten die Auseinandersetzung mit ihr lebendig. Vor dem Hintergrund der sich heute darstellenden Gesellschaft mit neuen Gruppen von Geflüchteten und Kriegsvertriebenen sollten und können auf lokaler Ebene Formen des Erinnerns und Gedenkens gefunden werden, mit denen auch die Gefallenen und Verstorbenen dieser Mitbürger:innen in das kollektive Gedächtnis integriert werden – etwa beim öffentlichen Gedenken an Volkstrauertagen, oder bei kollektiven religiösen Trauerritualen. Das würde ukrainischen oder syrischen Geflüchteten zeigen, dass sie mit ihrer Trauer nicht allein gelassen werden, sondern dass dieser persönliche und schmerzvolle Teil der Weltgeschichte auch vor Ort, im Lokalen, seine Repräsentation findet.

Eine weitere Möglichkeit, die lokale Vielfalt zu würdigen, ist die Integration aller Herkünfte in die kollektive Erinnerung. In dem historischen Beispiel aus Bubenreuth feiern die vertriebenen Schönbacher:innen zunächst getrennt von den Bubenreuther:innen ihr eigenes, mitgebrachtes Volksfest, zu dem viele andere Vertriebene aus dem Egerland anreisen, so dass die ersten Feste »wie Vertriebenentreffen« anmuten, wie sich ein Zeitzeuge erinnert (Zeković/Nowicka 2025). Doch mit den Jahren nahmen alte und neue Dorfbewohner:innen an beiden Veranstaltungen teil und brachten sich aktiv in beide Feste ein. Dieses Zusammenwachsen bei gleichzeitiger Anerkennung der Unterschiede macht die Bubenreuther Migrationsgeschichte so besonders. Bald wird sie in einem eigenen Museumsgebäude vor Ort präsentiert, und im Wappen des Ortes ist sie ohnehin seit langem verankert.

Auch ohne die stationäre Einrichtung eines Museums ist es auf lokaler Ebene möglich, gemeinsam die vielfältige Migrationsgeschichte des Ortes zu recherchieren und zu reflektieren. Denkbar wären Ausstellungsprojekte zur Ankunft der Geflüchteten von 2015, in denen gemeinsam und aus den jeweiligen Perspektiven der Angekommenen und der bereits Anwesenden erinnert wird, wie sich die Ankunft vollzog und welche Schritte

beide Gruppen bereits gegangen ist, um zusammenzuwachsen. Auf dieser Basis können dann gemeinsame Zukunftsvorstellungen entwickelt werden.³¹

11.4 Nachbetrachtung

Diese Publikation hat eine lange Entstehungsgeschichte. Eigentlich sollte das Manuskript zum Ende eines Forschungsfreisemesters im März 2023 vorliegen, doch das war zu optimistisch geplant. Dass es danach weitere zwei Jahre dauerte, bis das Manuskript nun endlich fertiggestellt ist, ist dem beständigen Tsunami an Aufgaben geschuldet, die in meiner Rolle als Hochschullehrerin anbränden. Neben der Lehrtätigkeit, der Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses, dem Einwerben von Drittmitteln und dem Management von Forschungsvorhaben ist es vor allem die vielfache Einbindung in universitäre und nichtuniversitäre Gremien mit einer teilweise grotesken Anzahl an Sitzungsstunden, die die freien Zeitressourcen so stark einschmelzen, dass das Zu-Ende-Denken eines längeren Gedankengangs teils schwerfällt.

Durch die lange Schreibzeit trägt dieses Buch alle Entwicklungen in sich, die in seiner Entstehungszeit zwischen Anfang 2023 und Anfang 2025 mit Bezug zur Migrations-thematik zu verzeichnen waren. Teilweise fühlte es sich so an, als müsste ich gegen eine Wand an destruktiven Nachrichten anschreiben, um in meinem Material wie geplant die konstruktiven Elemente herauszuarbeiten und auf diese Weise einzulösen, was ich eingangs versprach: Momente der Transformation nachzuzeichnen, Wege aufzuzeigen, wie das Miteinander und Aneinander Wachsen im Kontext von Flucht und Vertreibung möglich ist. Leicht war das nicht, und diverse Male musste ich dieses Manuskript zur Seite legen, um mich stattdessen in den politischen Diskurs um Migration und Asyl einzumischen.

An vielen Stellen konnte ich beobachten, dass sich das politische Klima extrem verschlechtert hat. Der von einer destruktiven Migrationsdebatte geprägte Bundestagswahlkampf 2025 war ein Tiefpunkt, und zuvor sorgten schon die Landtagswahlen in Thüringen, Brandenburg und Sachsen im September 2024 für eine Verschlechterung des politischen Klimas. Die rechtsextremistische Partei AfD mit ihrem rassistischen Menschenbild, ihren libertären Phantasien und ihrem destruktiven Diskurs-Schema dringt bereits seit Jahren in die Poren der ostdeutschen Gesellschaft ein. Die Bundestagswahl 2025 hat gezeigt, dass der Westen aufholt. Dementsprechend könnte man den Osten vielleicht an dieser Stelle als Fenster in die Zukunft heranziehen, dass einen Blick auf mögliche gesamtgesellschaftliche Entwicklungen erlaubt.

Was mir in den vergangenen Jahren im Gespräch mit politischen und Verwaltungs-akteur:innen aus dem Bereich der Integrationsarbeit in Ostdeutschland zunehmend auffiel, ist die allgemeine Verschlechterung der Arbeitsbedingungen. Viele berichten im privaten Umfeld gar nicht mehr, was sie konkret tun, wenn sie mit Geflüchteten oder für

31 In einem unserer aktuellen Forschungsprojekte erarbeiten wir einen »Werkzeugkoffer«, mit dessen Hilfe Interessierte die Migrationsgeschichte ihres Ortes oder Stadtteils aufarbeiten können. (vgl. »Ortstermine. Rekonstruktion lokaler Migrationsgeschichten«, <https://www.tu-chemnitz.de/phil/iesg/professuren/geographie/Forschung/kalliope.php>)

Geflüchtete arbeiten, um sich nicht auch noch in ihrer Freizeit angreifbar zu machen. In vielen Kommunen gibt es angesichts der starken AfD-Fraktionen und eines insgesamt migrationsfeindlichen Klimas die Tendenz, Integrationsarbeit unter dem öffentlichen Radar segeln zu lassen, um keine Gegenwehr in Form der Reduzierung von Geldern und Personalstellen zu riskieren. Diese Beobachtung mache ich am Beispiel der Migrationsthematik, sie reduziert sich aber nicht auf dieses Thema. Gesamtgesellschaftlich ist ein autoritärer *Roll-back* zu erleben, der Errungenschaften des gesellschaftlichen Modernisierungsprozesses der letzten Jahrzehnte aufzuzehren droht. Unsere Gesellschaft wird viel Resilienz benötigen, um ihre demokratischen Errungenschaften, die sich insbesondere im Alltag und auf der lokalen Ebene zeigen, gegen den autoritären Sturm zu bewahren.

Gerne hätte ich mit meiner Mutter nochmal die Textpassagen durchgesprochen, in die ich ihre Biographie eingearbeitet habe. Doch das gelang nicht mehr, da sie das Ende ihres Lebens erreichte und sich ihr körperlicher und mentaler Zustand in den letzten Lebensmonaten stark verschlechterte. Ähnlich wie so viele aus ihrer Alterskohorte wurde sie während dieser letzten Lebensphase von den Geistern der Vergangenheit eingeholt. Mehrfach erlitt sie Panikattacken, vor allem nachts, so dass sie dann verzweifelt nach Verstecken suchte, in der Annahme, »die Russen« würden »ums Haus schleichen.« Ganz offensichtlich drängten lange verschüttete oder verdrängte Erinnerungen aus der Kindheit hoch, die erst bei Tageslicht wieder zum Verschwinden gebracht werden konnten. Ich vermute, vielen aus dieser Generation wird es so gehen, ähnlich wie auch die späteren Kohorten von Geflüchteten immer wieder mit ihren Traumata konfrontiert werden.

Auch wenn die gemeinsame Auswertung des Textes nicht mehr gelang, habe ich das Gefühl, dass es meiner Mutter gutgetan hat, ihre Biographie erzählend zu reflektieren. Immer wieder konnten wir dabei intergenerationelle Vergleiche ziehen, etwa zu ihrer Erfahrung als arbeitende Mutter in den 1970er Jahren und meinen eigenen Erfahrungen. Aber auch der Vergleich zwischen ihrer eigenen Vertreibungsgeschichte und jener der heute Vertriebenen bot sich immer wieder an und führte sehr häufig zu der Erkenntnis, dass es mehr Gemeinsamkeiten als Unterschiede zwischen diesen Zwangsmigrant:innen aus unterschiedlichen Epochen und Weltregionen gibt. Diese aktive, vergleichende Auseinandersetzung mit der eigenen Migrationsgeschichte hilft, eine menschliche und zugleich pragmatische Perspektive auf politisch heiß umkämpfte Themen zu bewahren. Sowohl individuell als auch gesamtgesellschaftlich kann dieser Prozess zum Aufbau von Resilienz gegenüber autoritären Tendenzen im politischen Diskurs beitragen.

